Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 187 (2019)

Heft: 12

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SKZ Schweizerische Kirchenzeitung

FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

ISSN 1420-5041

187. JAHRGANG

20. JUNI

12 | 2019

Der Name Gottes sei gepriesen

Der berührende Trickfilm «Le Chat du Rabbin» (2011) erzählt von einer interreligiösen Freundschaft zwischen einem Rabbiner und einem Imam in Algerien anfangs des 20. Jahrhunderts. Inspiriert ist der Film vom gleichnamigen Comic des französischen Zeichners Joann Sfar (*1971). Der titelgebende, miauende Vierbeiner hat einen Papagei gefressen und kann deshalb sprechen. In einer Notsituation spricht die Katze aus, was verboten ist auszusprechen: den heiligen Gottesnamen. So will sie den Rabbi unterstützen – was zwar hilft, was aber auch die Katze verstummen lässt. Der Gottesname wird nicht ungestraft ausgesprochen.

Der göttliche Name wurde einst nur am Jom Kippur vom Hohepriester im Allerheiligsten genannt. Seit der Zerstörung des Tempels bleibt der Name unausgesprochen. Dieses Tabu finden wir schon in der griechischen Bibelübersetzung, der Septuaginta. Das Verbot, den Namen Gottes zu schmähen (Lev 24,16) wird dort zugespitzt: Verboten ist es, nur schon den Namen zu nennen. Dass die Revision der Einheitsübersetzung den hypothetischen Namen hinter den vier Buchstaben J-H-W-H (einst Jahwe) vermeidet, ist darum begrüssenswert.

Wie ist nun das Unaussprechliche auszusprechen? Dies bleibt die grosse Frage. Bei «Harry Potter», der Fantasy-Romanreihe der britischen Schriftstellerin Joanne K. Rowling (*1965), führt die Angst vor dem Namen des bösen Lord Voldemort zum fast schon verschwörerischen «Du weisst schon wer». Wie aber steht es um das Wissen um den biblischen Gottesnamen? Und ist seine Wiedergabe mit HERR einzig fast aus traditionellen Gründen schon kostbar, so die Übersetzer – oder heutzutage nicht einfach zu kostspielig, so die Kritiker? Kostspielig, weil der Preis zu hoch ist, in der heutigen geschlechtersensiblen Zeit Gott so unreflektiert als Mann, als Herrn, auszuzeichnen. Wenn Frau und Mann nach Gottes Ebenbild geschaffen sind, darf Gott nicht einem Geschlecht zugeordnet werden. Die nebenstehende Collage zeigt eine Buchmalerei, in der Adam dem Schöpfer wie aus dem Gesicht geschnitten ist. Umgekehrt verbirgt Gott nur schlecht sein Geschlecht. Gott ein Herr, ein Mann?

Sprache und Sprachsensibilitäten ändern sich. Wurde einst beim Kyrios, beim Herrn, vor allem die Majestät herausgehört, so ist es heute die Männlichkeit. Wir können das nicht weghören und nicht wegdiskutieren. Ein ähnliches Erlebnis zu verändertem Sprachempfinden machte ich 1994 bei meiner ersten Anstellung in einer Pfarrei. Nach dem Gottesdienst suchten mich ein paar gestandene Frauen in der Sakristei auf und verbaten sich, als «Christinnen» angesprochen zu werden. Sonst kämen sie nicht mehr in die Kirche. Ich sprach sie auf ihre Sorge an, immer weniger junge Frauen in der Pfarrei zu sehen, und dass diese das mit der Anrede wohl anders sähen. Am Sonntag darauf wurde das Schreiben von Neubischof Hansjörg Vogel verlesen. Er begrüsste die Gläubigen mit «Mitchristinnen und Mitchristen». Ich blieb bei der Neuformulierung – und die Frauen blieben in der Kirche.

Sollte es bei einer geistgewirkteren Umbenennung des Unaussprechlichen anders sein?

*Thomas Markus Meier**

(Collage: Thomas Markus Meier)

Editorial

Gottesbeziehung reloaded

Am kommenden Montag feiert die Kirche das Hochfest der Geburt des heiligen Johannes des Täufers. Neben der Geburt Jesu und Mariä feiern wir nur noch die Geburt des Täufers, womit die Wichtigkeit seiner Person offensichtlich wird. Ein Satz von ihm, der mich schon lange fasziniert, ist: «Er muss wachsen, ich aber geringer werden» (Joh 3,30). In einer Zeit, in der viele Menschen nur um sich selber kreisen – pro Tag werden über eine Million Selfies in die sozialen Netzwerke gestellt –, irritiert eine solche Aussage. Obwohl er selber mit seinen Predigten Erfolg hatte und sich Jünger um ihn sammelten, heute würde man wohl von seinem Fanclub sprechen, zögerte der Täufer keine Sekunde, seine Jünger auf Jesus zu verweisen und zu bekennen: «Ich bin es nicht wert, mich zu bücken und ihm die Riemen der Sandalen zu lösen» (Mk 1,7). Diese Ehrfurcht vor Gott hat in den letzten Jahrzehnten abgenommen. Über den «Allmächtigen» werden Witze gemacht, der «Unbegreifliche» wird zur Comicfigur, der «Schöpfer» zum alten Mann mit Bart, der kein wirkliches Interesse mehr an den Menschen und ihrem Tun hat. Wo die Ehrfurcht fehlt, fehlt auch der Respekt, und wo der Respekt fehlt, wird die «Person» nicht mehr ernst genommen. Die Einführung von Herr, die aus Rücksicht auf unsere jüdischen Geschwister erfolgte, bietet neu Gelegenheit, darüber nachzudenken, wovon meine Beziehung zu Gott geprägt ist.

Rosmarie Schärer

In dieser Ausgabe

Dialog
Ulrich Luz über sein Buch «Das neue Testament für Einsteiger» 231

Bibel-Revision
HERR – die ständige Irritation 232

Jüdische Perspektive
Zunehmende Vermeidung des Gottesnamens 234

Aus feministischer Sicht
Das Gottesbild wird trivialisiert 236

Herz-Jesu-Verehrung
Von einer Theologie zur Volksfrömmigkeit 238

Elias-Oratorium
Zwischen Altem und Neuem Testament 239
Wenn das Feuer für Gott verbrennt 240

Porträt
Religionspädagogin Alexandra Rietiker-Frei 242

Amtliche Mitteilungen
244

Anzeigen
247

Impressum
243

* Angaben zum Autor Thomas Markus Meier siehe Seite 240.

«Bla-bla konnten wir uns nicht leisten»

Ein Dutzend Nicht-Theologen haben zusammen mit dem Neutestamentler Ulrich Luz das Neue Testament gelesen und kritische Einwände an seine Textentwürfe gestellt. So entstand ein lesergeprüftes Buch.

SKZ: **Was hat Sie angespornt, dieses Buch zu schreiben?**
Ulrich Luz: Mir fiel auf, dass es keine Einführung in das Neue Testament für interessierte Nicht-Theologen gibt, die kurz und knapp und zugleich verständlich ist. Diese Lücke wollte ich füllen.

Warum haben Sie Nicht-Theologen mit ins Boot geholt?
Vor allem, um mich als Universitätstheologen «vom hohen Ross herunterzuholen», wie man so schön sagt. Dann natürlich auch, um die Fragen zu beantworten, die potentielle Leser wirklich haben. Dabei kam es natürlich zu Kompromissen zwischen dem Stoff, den ich vermitteln wollte, und den Interessen und Fragen meiner Mitarbeiter. Oft entdeckten sie, dass scheinbar nicht Interessantes sehr spannend sein kann.

Wie haben Sie diese Mitarbeiter gefunden?
Ich habe ein Inserat in der Lokalzeitung aufgegeben mit dem Titel: «Wer hilft mir, ein Buch zu schreiben?» und darin das Projekt vorgestellt. Darauf haben sich mehr als 20 Nicht-Theologen gemeldet. Bis zum Schluss blieben elf übrig: fünf Katholiken und sechs Protestanten, sechs Frauen und fünf Männer. Unser Jüngster war damals 19 Jahre alt, unser Ältester 77.

Wie sind Sie konzeptionell vorgegangen?
Die Grundidee des Buches war, dass ein Kapitel auf einer Doppelseite Platz haben sollte. Da die einzelnen Kapitel in sich abgeschlossen sind, kann der Leser herauspicken, was er möchte und was ihn besonders interessiert. Querverweise auf andere Kapitel deuten an, wo man zu einem bestimmten Thema mehr findet. Der Nachteil der kurzen Kapitel ist natürlich, dass der Text ziemlich konzentriert ist. Irgendwelches Bla-bla konnten wir uns nicht leisten. Die 73 Kapitel sind in acht Hauptkapitel aufgeteilt, z. B. in «Jesus», «die Evangelien», «Paulus» und «der Kanon».

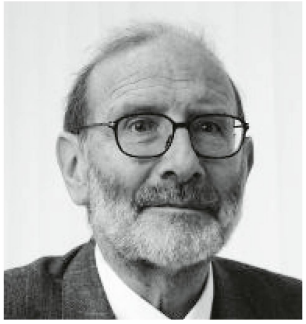
Gab es Überraschendes oder gar Erhellendes?
Die schönste Erfahrung war, wie gut die Gespräche in den Kleingruppen funktionierten. Manchmal musste ich nach einer solchen Sitzung einen Textentwurf völlig neu schreiben. Meine Mitarbeiter haben mich auch in anderer Hinsicht nicht geschont. Sie sagten mir, wenn sie etwas uninteressant oder unverständlich fanden. Fremdwörter und Fachbegriffe haben sie radikal ausgemerzt.

Für wen ist das Buch besonders geeignet?
Der Verlag verkauft das Buch als «lesergeprüft». Ich zähle darum die Berufe meiner Mitarbeiter auf: Logopädin, Pflegefachfrau, Sozialarbeiterin, Religionslehrerin, Kinderphysiotherapeutin, Betriebsökonom, Chemiker, Tierarzt, Kinderarzt, Student. Für solche Menschen ist das Buch geschrieben. Etwas allgemeiner: für lesefähige, an der Bibel interessierte Leser, die sich etwas Anspruchsvolles zumuten wollen.

Ging es in den Gesprächen mit Ihren Mitarbeitern auch um Gott und seinen Namen?
Natürlich. Alle hatten ihre persönlichen Gottesbilder und -vorstellungen. In den Gesprächen haben wir gelernt, dass man zwischen den eigenen – menschlichen – Gottesbildern und dem wahren Gott, der uns in Christus begegnet ist, unterscheiden muss. Das letzte, 73. Kapitel «Gotteswort und Menschenwort» ist eine Frucht solcher Gespräche.

Interview: Brigitte Burri

Vollversion Interview unter www.kirchenzeitung.ch



Dr. theol. Ulrich Luz (Jg. 1938) ist emeritierter Professor für Neues Testament. Er lehrte an den Universitäten Göttingen und Bern.

«Das Neue Testament – Wer, Was, Wo für Einsteiger – Unter Mitarbeit von Nicht-Theologinnen und Nicht-Theologen» (Christoph Edelmann, Ursula Escher, Konrad Gerster, Bernhard Höhmann, Marlis Kocher, Salome Luz, Dylan Mogl, Stefan Mogl, Hannedori Nicolet, Laurel Niesen Mogl, Regina Rüttner). Von Ulrich Luz. Zürich 2018 (TVZ, in Koproduktion mit Patmos-Verlag). ISBN 978-3-290-18185-7, CHF 21, www.tvz-verlag.ch

Geheiligt werde dein Name

Das Wort HERR für den Gottesnamen in der revidierten Einheitsübersetzung sorgt für Irritationen. Was steht dahinter und weshalb wurde anstelle des missverständlichen HERR keine Alternative gewählt?

Prof. Dr. Egbert Ballhorn (Jg. 1967) studierte Theologie und Chemie in Bonn, Wien und Jerusalem. Seit 2012 ist er Professor für Exegese und Theologie des Alten Testaments an der Technischen Universität Dortmund. Er war Revisor der Einheitsübersetzung (Buch der Psalmen) und ist seit 2012 stellvertretender Vorsitzender des Vereins «Katholisches Bibelwerk e.V.».

Die Bibellektüre der katholischen Christen veränderte sich buchstäblich, seitdem es die Einheitsübersetzung in der revidierten Fassung von 2016 gibt. Beim Blättern im Alten Testament fällt es sofort ins Auge: Der Gottesname wird jetzt in Grossbuchstaben geschrieben: der HERR. In das Schriftbild ist damit eine ständige Irritation eingerückt. Was ist der Sinn hinter dieser Neuerung und wie ist damit umzugehen? Vor allem ein Gedanke tritt schnell ins Gemüt: Die Gottesbezeichnung HERR klingt männlich-dominant. Durch die neue Druckfassung wird dieser Eindruck optisch verstärkt. Wo kommt diese Bezeichnung her und welche Alternativen gibt es möglicherweise?

Entscheidende Gotteserfahrungen

Am Anfang steht kein Gottesname, sondern eine Geschichte: Die Erzählung vom brennenden Dornbusch. Das Erste, was Gott zu Mose sagt, ist ein Wort der Rettung (vgl. Ex 3,7). Gott stellt sich als ein wahrnehmender und mitfühlender Gott vor, der sein Volk nicht im Elend lässt (vgl. Ex. 3,7–8). Wie in einer Nuss ist in dieser Textpassage der Kern der biblischen Gottesvorstellung enthalten. Gott sieht, Gott hört. Was in der Welt an Unrecht, Gewalt und Unterdrückung geschieht, das dringt in sein Innerstes ein – und davon gibt er nach aussen Zeugnis. Gott sagt, was ihn bewegt, und er verspricht, das Volk Israel aus der Unterdrückung zu erretten. Das Wort Gottes ist ein Wort der Selbstmitteilung und der Rettung. Der Satz «Ich bin herabgestiegen» (Ex 3,8) beschreibt, was Mose in diesem Augenblick erfährt: Dass Gott den Abstand zwischen sich und den Menschen überbrückt.

Diese Erfahrung des Mose wird von Gott um zwei Dimensionen erweitert. Zuerst stellt er sich als Gott seines Vaters, als Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs vor (vgl. Ex 3,6). Dann wagt auch Mose ein Wort. Zuerst fragt er den vom brennenden Dornbusch jedoch nicht nach dessen Namen, sondern nach sich selbst: «Wer bin ich?» (Ex 3,11). Gott antwortet auf absolut überraschende Weise: «Ich bin – mit dir» (Ex 3,12). Erst auf die Frage des Mose «Welchen Namen soll ich gegenüber den Israeliten nennen?», sagt Gott: «Ich bin, der ich bin. […] So sollst du den Israeliten sagen: Der Ich-bin hat mich zu euch gesandt.» (Ex 3,13–14). Das klingt wie ein geheimnisvoller Entzug des Namens. Dabei ist es etwas anderes. Es ist sein Name, denn im Hebräischen klingt der Gottesname «jahwäh» (wie er wahrscheinlich gelesen wurde) ganz ähnlich wie «ich bin» («ähjäh»). Gott erklärt seinen Namen: Er ist der, der schon zu den Vorfahren im Glauben sprach, der mitleidet, begleitet und retten wird. Alles das ist in Ex 3 gesagt. Der gesamte folgende Erzählverlauf der Bibel tut eigentlich nichts anderes, als dies alles Erzählung um Erzählung und Psalm um Psalm genau auszubreiten und einzuholen. Auch das Neue Testament steht im Gefolge dieser Offenbarung. Wenn Jesus am Anfang des Matthäusevangeliums «Gott mit uns» genannt wird und am Ende verheisst «Ich bin mit euch alle Tage, bis zur Vollendung der Welt» (Mt 1,23; 28,18), so macht er deutlich, dass er das Wesen Gottes selbst verkörpert.

HERR – kostbar und missverständlich

Dieser Name Gottes wurde dem Volk Israel heilig. Eigentlich reicht es, den Namen Gottes anzurufen, denn damit ist alles gesagt: Gott ist in der Mitte seines Wesens getroffen. So beginnen viele Psalmen mit dem Gottesnamen: «HERR, ich habe dich gerufen, eile mir zu Hilfe!» (Ps 141,1). Der Psalm führt in seinem weiteren Verlauf nur aus, was mit der Anrufung des Gottesnamens schon gesagt ist. Daraus ist dem Volk Israel eine grosse Achtung vor diesem Namen und auch eine eigene Gottes-Namen-Frömmigkeit erwachsen (vgl. Ps 113,3). Den Christen ist das meist nicht bewusst, aber es bildet auch den Kern ihrer eigenen Identität. Denn im Vaterunser beten sie täglich «geheiligt werde dein Name».

Schon in biblischer Zeit wurde der Name Gottes von seinem Volk nicht einfach unbedacht auf die Lippen genommen. Es schrieb ihn zwar auf, sprach ihn aber beim Lesen nicht aus. Stattdessen wählte es ein Ersatzwort. So wird in der Synagoge seit weit über zweitausend Jahren an den Stellen der Schrift, wo JHWH steht, das Ersatzwort Adonai (mein Herr) gelesen. Dass der Name Gottes nicht ausgesprochen wird, sondern ein anderes Wort dafür steht, ist ein Zeichen für den sorgsamen, achtungsvollen Umgang mit ihm. Dieser Brauch ging in die Bibelhandschriften ein und ebenso in die Bibelübersetzungen. In der

griechischen Übersetzung der hebräischen Bibel wird aus Adonai Kyrios, was ebenfalls mit Herr ins Deutsche übersetzt werden kann. So ist der alttestamentlich-jüdische Umgang mit dem Gottesnamen durch eine doppelte Übersetzung auch zur Sprechweise der Christen geworden. Auch das «Kyrie eleison» der Liturgie steht in genau dieser Spur: «Herr – erbarme dich». Das ist etwas Kostbares und zugleich auch missverständlich. In der hebräischen Sprache wurde Adonai als Wort ausschliesslich als Platzhalter für den Gottesnamen verwendet. Die Übersetzung des Gottesnamens mit Kyrios/Herr ist mehrdeutig, weil sie sprachlich in Konkurrenz zu den vielen anderen Herren mit ihren schrecklichen Herrschaftsformen gesehen werden kann. Denn dass die biblische Redeweise «der Herr» ein Ersatzwort für den einen Namen Gottes ist, ist anhand der Sprachgestalt nicht erkennbar.

Im Angesicht Israels verantwortbar

Diese Problematik war bereits mit der bisherigen Einheitsübersetzung gegeben. Die alte Einheitsübersetzung war aber nicht konsequent. An allen Stellen, wo im hebräischen Urtext des Alten Testaments der Gottesname stand, wurde zwar entsprechend der jüdischen und urchristlichen Aussprachetradition «der Herr» eingesetzt. Aber an 142 Stellen (!), wo die Ersatzbezeichnung zu sehr nach einem Gattungswort geklungen hätte, wurde der Gottesname stehen gelassen; so zum Beispiel in «Höre Israel, Jahwe, unser Gott, Jahwe ist einzig» (Dtn 6,4). Diese Lösung klingt sinnvoll, ist jedoch mit zwei erheblichen Problematiken verbunden. Zum einen wurden die entsprechenden Stellen rein willkürlich und ohne Kriterien ausgewählt, zum anderen ist mit der unvorbereiteten und selbstverständlichen Aussprache des Gottesnamens ein beständiger Anstoss für das Judentum gegeben. Juden schrecken – zumindest innerlich – jedes Mal zusammen, wenn sie den Gottesnamen ausgesprochen hören. Wenn das Christentum eines lernen durfte in den letzten Jahrzehnten, dann dieses, dass alles, was es über Gott und die Bibel sagt, auch im Angesicht des Gottesvolkes Israel sprechbar und verantwortbar sein soll. Das gilt nicht nur für Fälle, in denen Vertreter des Judentums anwesend sind.

Hier ist die neue Einheitsübersetzung konsequent und lässt keine Ausnahmen mehr zu. Ein zweiter Aspekt ist neu und fällt im Text ins Auge: Jetzt steht jedes Mal HERR in Grossbuchstaben. Es bedeutet nicht, dass dieses Wort anders oder gar besonders laut auszusprechen sei, sondern es macht im Schriftbild deutlich, dass hier im hebräischen Urtext die vier Buchstaben des Gottesnamens JHWH stehen. Beim Blick auf den Bibeltext ist jeder im Bilde, dass der kostbare und wirksame Name steht, den Gott Mose am brennenden Dornbusch offenbarte. Ein Problem bleibt jedoch bestehen. Das Wort HERR klingt sehr männlich-dominant. Hätte man daher nicht ein anderes Wort wählen können?

Der Name Gottes – ein Lern-Wort

Es lohnt sich, in einzelnen Bibelarbeiten einmal andere Worte für Gott zu erproben: der Ewige, der/die Lebendige. Aber das eine Wort, das universal eingesetzt werden kann, um es anstelle des Gottesnamens auszusprechen, ist noch nicht gefunden und wird auch nicht gefunden werden. So wurde entschieden, in der zweitausendjährigen, vom Judentum übernommenen Tradition zu verbleiben und sie nicht einfach abzulegen.

Was bedeutet dieses Ergebnis für die Praxis? Da ist vor allem die Erkenntnis, dass die Gläubigen um den Gottesnamen wissen müssen und dass das an seiner Stelle vorgelesene Wort «der Herr» nicht einen herrschaftlich-männlichen Gott meint, sondern den Platz freihält für den Unaussprechlichen, der uns seinen Namen und sein Wesen offenbarte. Es heisst ebenfalls, dass der Name Gottes gerade nicht in eine universale Kurzformel gefasst werden kann. Der Gottesname ist auch mit einem Wort nicht einfach fassbar. Er muss immer ausgelegt werden. Mit einer formalen Entscheidung zugunsten eines bestimmten Wortes, sei es die Aussprache des Namens, sei es ein Platzhalterwort, ist der Kern der Frage nicht erreicht. Der Name Gottes ist und bleibt ein Lern-Wort, ein Flüster-Wort, ein Hoffnungs-Wort, ein Rettungs-Wort. Das aufrechtzuerhalten ist nicht die Sache einer einmaligen Entscheidung für ein richtiges Wort, sondern beständige Aufgabe.

Für Gottesdienst und Katechese heisst dies: Es braucht Informationen und Aufklärung über den Sachverhalt. Vor allem aber braucht es eine immer wieder zu erweckende Haltung der Achtung und des Hinhörens auf die biblischen Texte: Wer ist dieser Gott? Wie kommt er vor? Wie handelt er? Das eine Wort des Namens fasst nur auf geheimnisvolle Weise das zusammen, was in der Bibel von Gott und über ihn gesagt wird. Das gilt es zu lernen. Die Bitte des Vaterunsers führt Christen genau zu diesem Punkt hin: «geheiligt werde dein Name».

Egbert Ballhorn

Der Artikel in voller Länge findet sich als Bonusbeitrag unter www.kirchenzeitung.ch

Der Name Gottes steht auf dem Spiel

Der Gottesname ist die Mitte der Schrift, und die Heiligung seines Namens ist sowohl im Judentum als auch im Christentum zentral. Aber wie soll JHWH auf Deutsch sinnig wiedergegeben werden?

Prof. Dr. Daniel Krochmalnik (Jg. 1956) studierte Philosophie und Judaistik an der Ludwig-Maximilians-Universität und an der Hochschule für Philosophie in München. Er lehrte jüdische Religionslehre, -pädagogik und -didaktik an der Hochschule für Jüdische Studien, Heidelberg und war ausserdem Privatdozent für jüdische Philosophie an der Universität Heidelberg. Seit 2018 ist er Professor für jüdische Religion und Philosophie an der School of Jewish Theology der Universität Potsdam.

Der Gottesname ist in den drei Religionen, die der Religionswissenschaftler Guy Stroumsa das «abrahamitische Dreieck» nannte, eine grosse Sache. Die wichtigsten Gebete der Abrahamiten werden «Im Namen Gottes» und zur «Heiligung seines Namens» gesprochen. Die sogenannte Basmala, d. h. auf Deutsch: «Im Namen Gottes», eröffnet mit einer einzigen Ausnahme alle Suren des Korans. «In nomine patris», so beginnt die bekannteste lateinische Gebetsformel (Mt 28,19) und das wichtigste christliche Gebet fängt mit der Bitte an: «Dein Name werde geheiligt» (Mt 6,9). Die Heiligung des Namens ist auch der Kehrreim des jüdischen Gebets. Das aramäische Kaddisch (Heiligung), das im öffentlichen Gebet bis zu zehn Mal täglich aufgesagt wird, beginnt fast wie das Vaterunser mit der Bitte: «Erhoben und geheiligt werde dein Name in der Welt» und die Keduscha (Sanctus) im Achtzehnbittengebet fängt mit der Selbstaufforderung an: «Wir wollen deinen Namen auf Erden heiligen». Biblisches Beten ist Aus- oder Anrufung des Namens (Gen 4,26), Psalmodieren ist «Singen des Namens» (Ps 9,3; 61,9; 66,2.4 usw.), die Beter sind «Liebhaber des Namens» (Ohawe Schemecha, 5,12) und «Bannerträger» des Namens (Ps 20,6). Schön und gut, aber wie lautet dieser Name?

Über Jahwe, Herr und Adoschem

In der Hebräischen Bibel kommt der Name Gottes (JHWH) 6828-mal vor, während der Gemeinname Elohim, Gott, lediglich 2602-mal belegt ist. JHWH ist das häufigste Substantiv des Alten Testaments, nicht eingerechnet die vielen Personennamen, in denen er als Element steckt, z. B. Jehoschua (JHWH ist Hilfe), Netanjahu (JHWH hat gegeben). Nach einer kabbalistischen Überlieferung ist der ganze Pentateuch, in dem der Name 1820-mal fällt (= 70 x 26, d. h. die Gematrie[1] von JHWH), nichts als der entfaltete Gottesname. Aber auch moderne Exegeten, wie der Schweizer Walther Th. Zimmerli (1907–1983), stimmen zu, der Gottesname sei die Mitte der Schrift. Viel, vielleicht auch alles, steht bei der Wiedergabe des Gottesnamens auf dem Spiel. Das vokalisierte Tetragramm Jahwe oder der traditionelle Ersatzname Herr (Adonai, Kyrios, Dominus) sind irreführend. Denn der Name Jahwe sagt einem Deutschsprachigen rein gar nichts, auf Hebräisch ist er aber sprechend. Die Übersignorisierung verbiegt das Verhältnis zu Gott autoritär. Wie Othmar Keel treffend sagt, es ist eben etwas anderes, ob jemand nahezu 7000-mal mit «Herr Direktor» tituliert oder vertraulich mit dem Eigennamen angesprochen wird.

Unschuldig ist die Bibel an dieser Verlegenheit nicht, denn sie vermeidet zunehmend den Gottesnamen. Sie ersetzt ihn durch den Begriff Gott (Elohim), durch den Titel Herr (Adonai), durch Attribute wie Allmächtiger (Schaddai) oder durch seinen Ort wie Himmel (Schamajim). Im Neuen Testament, im Talmud und im Koran kommt der Eigenname Gottes überhaupt nicht mehr vor, obwohl ständig von ihm die Rede ist. Juden sprechen ihn nicht aus. Sie sagen in der Schriftlesung und im Gebet stattdessen Adonai und in der Alltagskommunikation HaSchem (der Name) oder manchmal beides verbindend Adoschem. So hat sich auch die Aussprache des Tetragramms verloren. Die Vokalisierung Jahwe ist nur eine wahrscheinliche wissenschaftliche Rekonstruktion, die nach alten Zeugnissen bei den Samaritanern belegt ist.

Papa anstelle des Eigennamens

Warum diese Namensscheu? Mit dem Verbot des Namensmissbrauchs in den Zehn Geboten und dem drakonischen Blasphemiegesetz (Lev 24,16) hat das sicher nichts zu tun, denn sonst stünde der Name nicht nahezu 7000-mal in der Bibel. Othmar Keel hat wohl Recht, wenn er diesen Umstand mit der Durchsetzung des Monotheismus in Verbindung bringt. Denn, nachdem JHWH sämtliche anderen Götter absorbiert oder eliminiert hat, ist der Eigenname nicht mehr nötig. Wo es nur einen Papa gibt, da erübrigt sich der Eigenname, der Papa weiss schon, wie Keel treffend sagt, wer gemeint ist, wenn die Kinder «Papa» (Abba) rufen. Der Eigenname würde vielmehr daran erinnern, dass es noch andere Götter gibt und sei deshalb tabu.

Wie also ist der Gottesname wiederzugeben? Jan Assmann verkündet unermüdlich landauf, landab, dass die abrahamitischen Monotheisten angeblich Übersetzungsmuffel seien: «Erst die Juden», beklagt er jüngst wieder in einem Interview, «und dann in ihrem Gefolge die Christen und in beider Gefolge der Islam haben sich aus [dem]

[1] Die Gematrie wird besonders in der jüdischen Tradition angewendet. Diese hermeneutische Technik geht davon aus, dass jedes Wort auch als Gruppe von Zahlzeichen gelesen werden kann. Dabei werden die Buchstaben in Zahlwerte überführt, um aus diesen Bedeutungen und Beziehungen zu erschliessen.

System interkultureller Übersetzbarkeit ausgeklinkt, indem sie einen Gott verehrten, der sich jeder Korrelation mit anderen Göttern verweigerte.» Dem steht entgegen, dass der Gottesname in der Bibel sehr wohl übersetzt wird und der Übersetzer sogar Gott persönlich ist. Im zweiten, auf Hebräisch justament «Namen» (Schemot) genannten Buch Mose ruft JHWH Moses aus dem Dornbusch an und buchstabiert seinen Namen (Ex 3,14). Auf Hebräisch klingt der Name JHWH nach dem Seins-Verb Haja (auch: Hawa) in der dritten Person Singular Präsenz oder Futur: JHWH – «Er-ist-da» oder «Er-wird-da-sein». Gott konjugiert das Deverbativ JHWH freilich in der ersten Person EHJE (Ich-bin-da oder Ich-werde-da-sein) und buchstabiert: «Ehje Ascher Ehje» (Ex 3,14a). Genauso wie z. B. sich Herr Ehe am Telefon gewohnheitsmässig mit dem Spruch «Ehe wie ‹Ehe›» meldet. So jedenfalls die einleuchtende Erklärung des reformierten Theologen Jacob Coos Schoneveld, der sich auf eine ähnliche Paronomasie[2] in Gen 31,49 beruft.

Vielfältige Selbstvorstellungen Gottes

Wie ist diese Namensdeutung zu verstehen? Auf die naheliegende Rückfrage, wie ER denn da sei, antwortet er im Voraus, als «Der-ich-da-bin» (Ascher Ehje). Zugegeben, diese Tautologie ist nicht sehr informativ, obgleich man daraus schon, wie jüngst der deutsche Philosoph und Theologe Eckhard Nordhofen, grosse Schlüsse ziehen kann, aber es ist ja nur der Anfang der Namensoffenbarung, die sich durch das ganze «Buch der Namen» zieht. In der Selbstvorstellung am Anfang des Dekalogs lautet der Relativsatz schon etwas bestimmter: «der (Ascher) dich aus dem Land Ägypten geführt, aus dem Sklavenhaus» (Ex 20,2). Der Gottesname ist wie fast jeder Personenname in der Bibel Botschaft (1 Sam 25,25). In diesem Fall ist es die frohe Botschaft der Befreiung, nicht etwa, wie Nietzsche und Assmann meinen, der Unterwerfung unter den «Orientalen im Himmel», auch wenn man den Protest von Ägyptologen gegen die Überschrift des Dekalogs gut nachvollziehen kann. JHWH kann man, wie gesagt, futurisch übersetzen: «Er-wird-da-sein», nämlich bei den Ausgebeuteten und Unterdrückten. Der jüdische Bibelwissenschaftler Benno Jacob (1862–1945) brachte es auf den Punkt: «J-h-w-h […] das Futurum der Geknechteten und Leidenden». Es ist gleichgültig, ob diese Etymologie des Gottesnamens zutrifft, oder ob sie nur Volksetymologie ist. Wichtig ist die gute Nachricht, die im Namen enthalten ist: ER-WIRD, ER-WIRD-SCHON muntert die Gefangenen auf. Es gibt eine Zukunft jenseits der mörderischen Arbeitsnorm (Ex 5,17), jenseits des Dornenverhaus, der ihnen den Weg nach draussen versperrt. JHWH steht für die Abschaffung der Sklaverei, die immer noch Zukunftsmusik ist, aber das Programm hat immerhin einen Namen, der Menschen auf allen fünf Kontinenten inspiriert.

Das ist aber noch nicht alles. Nach dem tiefen Fall vor dem goldenen Kalb, den Assmann mit dem Blick von Amnesty International liest und als «Massaker» denunziert, erweist sich der Sklavenbefreier JHWH auch als Sündenvergeber. Nun wird die inhaltsleere Namenserklärung (Ich bin der ich bin) mit Gnade gefüllt: «Ich begnadige, wen ich begnadige und ich erbarme mich, wessen ich mich erbarme» (Ex 33,19); JHWH – «Er-ist-da», «Er-wird-da-sein» – trotz der Sünde. In der Folge entfaltet Gott diese Gnadenbedeutung seines Namens in – nach traditioneller Zählung – dreizehn Attributen des Erbarmens: JHWH – Gott, erbarmend, gönnend, zögernd im Zorn, mit übergebührlicher Güte und Treue, Güte bewahrend für immer, vergebend Verkehrtheit, Verrat, Verschuldung usw. (Ex 34,6–7). Diese Namenserläuterung wird im Alten Testament 15 Mal zitiert und ist die Quintessenz des Neuen Testaments und des Korans. Das ist die gute Nachricht, die in 3362 Sprachen übersetzt wurde.

Nach weiteren Übertragungen suchen

Wie soll man nun den am Dornbusch durchleuchteten Gottesnamen auf Deutsch wiedergeben? Die modernen deutschjüdischen Bibelübersetzer haben sich seit Moses Mendelssohn (1729–1786) dazu entschieden, ihn zu übersetzen. Mendelssohn übersetzt JHWH nach der rabbinischen Dreizeiten-Formel «Er-wird-sein-er-ist-und-er-war» (Jihje Howe We-Haja), die auch im Evangelium vorkommt (Off 1,4.8), mit «Ewiger». Das klingt freilich eher nach dem Gott der Philosophen, dem unbewegten Beweger, als nach dem Gott der Väter, dem bewegtesten Beweger, und Mendelssohn war, wie wir aus seinem Kommentar zu Ex 3,14 wissen, mit seiner Übersetzung selber nicht glücklich. Nichtsdestotrotz hat sich sein «Ewiger» auf breiter Front im deutschjüdischen Gebet durchgesetzt. Man kann sich fragen, ob ER nicht vielmehr der Sich-Zeitigende als der Ewige ist, eher «L'être-temps» von Daniel Sibony als «L'Éternel» von Johannes Calvin. In jedem Fall sollte man nach einem sprachlichen Äquivalent suchen und nicht Vorlieb nehmen mit dem nichtsagenden Jahwe, dem übersignorisierenden HERR oder dem rätselhaften JHWH.

Daniel Krochmalnik

Verwendete Literatur

- Assmann, Jan, Die übersetzten Götter. Ein Gespräch mit Elisabetta Colagrossi, in: Zeitschrift für Ideengeschichte XII/4 (2018), 75–90.
- Jacob, Benno, Das Buch Exodus, Shlomo Mayer (Hg.), Stuttgart 1997.
- Keel, Othmar, Gott weiblich. Eine verborgene Seite des biblischen Gottes (Ausstellungskatalog), Freiburg i. Ue. 2010.
- Nordhofen, Eckhardt, Corpora. Die anarchische Kraft des Monotheismus, Freiburg i. a. 2018.
- Mendelssohn, Moses, Schriften zum Judentum III (Jubiläumsausgabe), hrsg. von Krochmalnik, Daniel u. a., übersetzt von Rainer Wenzel, Stuttgart-Bad Cannstatt 2009.

[2] Die Paronomasie ist eine rhetorische Figur, bei der Wörter miteinander verbunden werden, die sich im Klang ähneln, aber etymologisch oder semantisch nicht zusammengehören.

Gott ist kein Herr

Die Revision der Einheitsübersetzung trägt der gewandelten Sprache keine Rechnung und trivialisiert damit das Gottesbild. Denn Herr verweist heute nur noch auf die Männlichkeit Gottes, nicht auf seine Herrschaft.

Prof. Dr. theol., Dr. phil. h. c. Irmtraud Fischer (Jg. 1957) ist seit 2004 Professorin für alttestamentliche Bibelwissenschaften an der Karl-Franzens-Universität Graz. Davor war sie von 1997 bis 2004 ordentliche Professorin für «Altes Testament und Theologische Frauenforschung» an der Universität Bonn. Sie nahm mehrere Gastprofessuren wahr, wurde in den Übersetzungskreis der Zürcher Bibel berufen und war Mitglied im Beirat für das Übersetzungsprojekt «Die Bibel in geschlechtergerechter Sprache».

Offizielle Bibelübersetzungen von Kirchen werden alle Generationen neu in die je gewandelte gehobene Umgangssprache übertragen. Das ist eine Notwendigkeit für kanonische Texte, die ja nicht bloss historische Texte einer längst vergangenen Zeit sind, sondern Richtschnur für jene gläubigen Gemeinschaften sein wollen, die diese Texte als heilige Schriften anerkennen. Mit dem Gebrauch der Volkssprache in der Liturgie sind diese Übertragungen in die immer im Fluss seienden lebenden Sprachen auch für den Gottesdienst von spezieller Bedeutung. Es ist etwas anderes, ob ich einen Text lese oder ob ich ihn nur hören kann, wie dies bei der Verlesung biblischer Texte in der Messe der Fall ist. Während ein Text zum Lesen Anleitungen und Anmerkungen enthalten kann, die jederzeit nachgelesen werden können, muss ein vorgetragener Text für sich selbst sprechen, zumal auch nicht Sonntag für Sonntag dieselben Erklärungen in der Predigt gegeben werden können.

Übersetzen heisst inkulturieren

Bibelübersetzungen haben eine sehr lange Tradition: Bereits im 3. Jh. v. Chr., als in der Diaspora nur mehr Griechisch gesprochen wurde, begann man, die bis dorthin bereits kanonischen Texte der späteren Hebräischen Bibel, zuallererst die Tora, in die Sprache des Hellenismus zu übertragen. Übersetzen heisst freilich nicht, dass es reicht, wenn Wort für Wort in eine andere Sprache übersetzt wird, denn nicht alle Wörter haben in allen Sprachen dieselben Bedeutungsinhalte, sondern häufig nur eine Schnittmenge derselben gemeinsam. Eine Übersetzung transferiert den Text in eine andere Kultur. Dies ist nicht negativ zu sehen, sondern ist eine Notwendigkeit, wenn er für Menschen einer anderen Sprach- und Denktradition erfassbar sein soll.

Bereits die Übersetzung ins Griechische, die berühmte Septuaginta, wagte es, bei der Übersetzung des Gottesnamens in Ex 3,14 einen völlig neuen und im Hebräischen sicher nicht vorhandenen Aspekt einzubringen. Indem sie das Zeitwort «sein» in der Erklärung zum Gottesnamen – «Ich bin der/die/das ich bin» – mit «ho On» (der Seiende) überträgt, übersetzt sie einerseits das Dynamische des Seins im Hebräischen zugunsten einer im Griechischen wohlbekannten Vorstellung des unbewegten Bewegers und legt andererseits das Geschlecht der Gottheit eindeutig fest, das durch das im Hebräischen verwendete Relativpronomen offengelassen wurde. Die Mit-Seiende Gottheit der Hebräischen Bibel ist damit zum Ewigen und Transzendenten geworden, was die Menschen, die mit der neuen Übersetzung angesprochen werden sollten, offenkundig wesentlich einsichtiger fanden.
Um noch ein zweites Beispiel zu nennen: Die Septuaginta übersetzt die «almah», die junge Frau aus Jes 7,14, die wahrscheinlich zum königlichen Hof gehörte, mit Jungfrau. Das ist alles andere als korrekt, da dafür im Hebräischen normalerweise ein anderes Wort verwendet wird. Dennoch hat sich diese Übersetzung, deren Problematik bekannt ist, im Christentum aufgrund der Rezeption im Neuen Testament so weit durchgesetzt, dass auch die neue Einheitsübersetzung wieder Jungfrau übersetzt: Traditionstreue geht vor Texttreue.

Hieronymus, dessen lateinische Übertragung mehr als eineinhalbtausend Jahre dominieren sollte, inkulturiert ebenso ohne Scheu: Da er für seine Zeit weibliches sexuelles Begehren für völlig unschicklich hält, lässt er diesen Passus in Gen 3,16 einfach aus und dupliziert das Wort von der Herrschaft des Mannes über die Frau mit einem Rechtsterminus, der die Frau forthin unmündig hält. Da es zu seiner Zeit einen kirchlichen Witwenstand gibt, dem auch nie verheiratete Frauen angehörten, lässt er Judit zur jungfräulichen Witwe werden. Diese Beispiele liessen sich fast unendlich vermehren. Sie zeigen, wie ungeniert Theologen in früheren Zeiten die Bibel übersetzten und dadurch selbstverständlich ihre eigene Theologie einarbeiteten, selbst wenn diese dem Wortlaut der Bibel widersprach. Übersetzung wurde deutlich als Übertragung in eine andere Kultur verstanden.

«Der heilige Hieronymus in seiner Studierstube» (ca. 1530) von Pieter Coecke van Aelst (1502-1550). (Bild: Wikipedia)

Herr – heute ein männlicher Mensch

Vor diesem Hintergrund ist die Übertragung des Gottesnamens in der Tradition der hellenistischen Septuaginta zu sehen, die das Tetragramm JHWH mit Kyrios übersetzt. Da im Judentum die Aussprache des Gottesnamens mit einem Tabu belegt ist, hat seine Umschreibung durch Platzhalter eine gut eingeführte Praxis: «der Name», «der Ewige», «Adonai» (=Herr) sind nur einige wenige davon.

In der Antike ist mit dem Titel «Herr» die Herrschaft konnotiert. Die Verwendung des Kyrios-Titels für Gott spricht die erhabene Differenz zwischen Gott und Mensch sowie die göttliche Souveränität an. Im deutschsprachigen Raum gibt es – Gott sei Dank – seit langem keine unumschränkten (kaiserlichen) Herrscher mehr, die diesen Titel beanspruchen könnten. Die Bezeichnung Herr hat daher eine massive Bedeutungsverschiebung erfahren. Sie hat im heutigen Standarddeutschen keinerlei hierarchische Konnotation mehr, sondern wird sogar für Personen der untersten sozialen Schicht verwendet. Die Bezeichnung Herr steht heute für nichts Anderes mehr als für einen männlichen Menschen.

Wirklich alles wie gehabt?

Dieses Unbehagen ob der Sinnverschiebung ist bei allen neueren Bibelübersetzungen deutlich zu spüren, wenn man sich durch die Schreibung dieses Wortes in Kapitälchen behilft: Mit HERR geben Bibelübersetzer und jene, die die Bibeln kirchlich approbiert haben, zum Ausdruck, dass einerseits nicht das Wort dort steht, das übersetzt wird, und andererseits, dass das Wort quasi im übertragenen Sinn gebraucht wird. Das ist eine gangbare Möglichkeit für gedruckte Bibeln, wenn auch erklärt wird, warum dies so gehandhabt wird.

Beim Verlesen eines Textes können Kapitälchen jedoch nicht hörbar gemacht werden. In den heutigen Kirchen wird daher mit dem neuen Lektionar nicht ein Kyrios, ein unumschränkter Herrscher, verkündet und schon gar kein mit-seiender Gott, wie ihn JHWH im Sinn trägt, sondern die Männlichkeit Gottes. Das ist nun absolut nicht biblisch. Nimmt man die Bibel einmal wortwörtlich, dann steht nirgends, dass Gott keine Frau sei, aber Hos 11,9 sagt: «Gott bin ich und nicht Mann». In der Auslegung zum Bilderverbot von Dtn 4,16 wird an erster Stelle – offenkundig als das gefährlichste – das männliche Gottesbild verboten. Gerade das Alte Testament kennt eine Fülle von sprachlichen Gottesbildern, eine Einschränkung auf ein männliches gibt es nicht.

Weder die Volksetymologie von JHWH noch die Übertragung mit Kyrios und auch nicht jene mit Dominus zielten vorrangig darauf ab, die Männlichkeit des biblischen Gottes zu betonen. In unseren heutigen europäischen Geschlechterdemokratien den Gottesnamen mit einem Wort zu übersetzen, das aktuell in der deutschen Sprache nur mehr auf das Geschlecht zielt, ist ein starkes Stück – da mag die Tradition noch so alt sein wie sie will. Auch wenn sich die seit Jahrhunderten eingebürgerte deutsche Übertragung des Gottesnamens nicht änderte, so wandelte sich doch die Sprache der den Gottesdienst Mitfeiernden. Es bleibt also nicht alles beim Alten, sondern das veraltete Herr hat heute eine neue Bedeutung bekommen und wird von den Menschen in nur mehr eine Richtung verstanden.

Wozu wird die Bibel neu übersetzt und dem heutigen Sprachgebrauch in Kleinigkeiten angeglichen, wenn die Revisoren die Courage ausgerechnet in dem entscheidenden Punkt verlässt, die das Herz der Gottesfrage betrifft? Eine Kirche, die nicht mehr imstande ist, Gott für die Menschen heute zu verkündigen und dafür eine heute gesprochene Sprache zu finden, gibt sich selber auf. Eine Verkündigung, die vor dem Zentrum der Theologie, vor Gott selber, kapituliert und sich auf Gestriges zurückzieht, ist feige und wohl in der Verkündigung für neue Generationen auch zum Scheitern verurteilt. Das ist für mich als Theologin nicht nur bedauerlich, sondern erschütternd. Denn der HERR kann im 21. Jahrhundert in deutschsprachigen Ländern daher nicht länger mehr ein Herr sein, ohne das Gottesbild völlig zu trivialisieren.

Irmtraud Fischer

Das durchbohrte Herz

Die Herz-Jesu-Verehrung ist in der Schweiz weitgehend in Vergessenheit geraten. Was früher zum «cultus» der Kirche gehörte, ist heutzutage nur noch eine Frömmigkeitsübung.

Die biblische Grundlage für die Herz-Jesu-Verehrung bildet Joh 19,33–34: «Als sie [die Soldaten] aber zu Jesus kamen und sahen, dass er schon tot war, zerschlugen sie ihm die Beine nicht, sondern einer der Soldaten stiess mit der Lanze in seine Seite und sogleich floss Blut und Wasser heraus.» Das Herz bedeutet in der Sprache der Bibel die Mitte des Menschen, den Sitz der Gefühle und des Willens.

Durchbohrte Quelle der Liebe

Bei den Kirchenvätern steht die Seitenwunde Christi pars pro toto für den verklärten Christus als Quelle des lebendigen Wassers.[1] Aus ihr geht die Kirche hervor. So schreibt Augustinus: «Dem schlafenden Adam entsteht die Eva aus der Seite; Christus wird nach seinem Tode die Seite mit einer Lanze durchbohrt, damit die Sakramente hervorfliessen, durch welche die Kirche gebildet werden soll.»[2] Die Väterzeit besass bereits eine Herz-Jesu-Theologie, ob es hingegen schon eine Herz-Jesu-Frömmigkeit gab, ist eine noch offene Frage.

Im Mittelalter erfährt die Seitenwunde eine neue Deutung: Sie steht nun für das von der Liebe durchbohrte Herz Jesu Christi, das zur Gegenliebe aufruft. So wird in dieser Zeit die Herz-Jesu-Verehrung eng mit dem Passionsgeheimnis verbunden. Sie hat zunächst in Frankreich und Spanien ihren festen Platz. Die reiche Predigttätigkeit der Franziskaner, besonders im süddeutschen Raum, führt zu einer weiten Verbreitung der Herz-Jesu-Verehrung. Durch die Visionen von Mechthild von Magdeburg, Mechthild von Hackeborn und Gertrud der Grossen[3] verschiebt sich die Auseinandersetzung mit dem Herzen Jesu von der Theologie in die Mystik. Jesus selbst spricht der Verehrung seines Herzens eine grosse Wirkmächtigkeit zu: «Wenn Du mich deshalb um etwas bitten willst, so weise mich hin auf mein Herz, das ich aus Liebe zu den Menschen in der Menschwerdung angenommen habe, damit ich dir daraus jene Gnaden schenke, um die du mich bittest.»[4] Die grossen deutschen Dominikaner Albertus Magnus, Johannes Tauler und Heinrich Seuse verbinden in ihren Predigten und Schriften die in die Passionsmystik eingebundene Herz-Jesu-Verehrung mit der Verehrung der Eucharistie. Die Herz-Jesu-Verehrung wird später von den Kartäusern und Jesuiten weitergetragen.

Das Hochfest Heiligstes Herz Jesu wird am dritten Freitag nach Pfingsten gefeiert.

Von der Vision zum Hochfest

Eine wichtige Etappe in der Entwicklung stellen die Visionen von Margareta Maria Alacoque (1647–1690) in Paray-le-Monial dar. Christus erscheint ihr mehrmals und beklagt die Undankbarkeit der Menschen angesichts der grossen Liebe, die er ihnen durch sein Leiden erwiesen hat. 1675 fordert er Margareta auf, sich für ein Fest zur Verehrung seines heiligsten Herzens am Freitag nach der Fronleichnamsoktav einzusetzen. Er wünscht auch eine Herz-Jesu-Verehrung jeweils am ersten Freitag im Monat. 1686 wird das erste Herz-Jesu-Fest in Paray-le-Monial gefeiert. Aber erst 1856 wird das Fest von Rom offiziell weltweit eingeführt. Aus der privaten Frömmigkeit des Mittelalters wurde durch die Visionen der Margareta Maria Alacoque ein kirchlicher Kult. 1899 weihte Papst Leo XIII. die ganze Welt dem Herzen Jesu. Heute zählt das Herz-Jesu-Fest zu den Hochfesten.

In Vergessenheit geraten

Die Herz-Jesu-Verehrung gerät nach dem Ersten Weltkrieg zunehmend in den Hintergrund. Theologisch erfolgt erneut ein Paradigmenwechsel: Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts ist die Herz-Jesu-Verehrung ein «cultus» der Kirche. Die Überzeugung lautet, dass Jesus Christus auf die Verehrung seines Herzens mit einem Eingreifen in die Zeit antwortet. Mit dem Zweiten Vatikanum treten anthropologische Überlegungen an diese Stelle und die Verehrung wird wieder zur persönlichen Frömmigkeitsübung.[5]

Heute wird am Herz-Jesu-Freitag (erster Freitag im Monat) vielerorts die Eucharistiefeier mit einer Anbetung und dem sakramentalen Segen verbunden. Es ist auch Brauch, an diesem Tag den kranken oder älteren Pfarreiangehörigen die Kommunion nach Hause zu bringen. Viele Gläubige verehren das Herz Jesu mit dem kleinen Gebet «Jesus, bilde mein Herz nach deinem Herzen». Die zahlreichen Herz-Jesu-Kirchen sind heute noch Zeugen dieser tief verwurzelten Tradition.

Rosmarie Schärer

[1] Vgl. Rahner, Hugo, Die Anfänge der Herz-Jesu-Verehrung in der Väterzeit, in: Stierli, Josef (Hg.), Cor Salvatoris. Wege zur Herz-Jesu-Verehrung, Freiburg 1954, 48–63.

[2] Augustinus, Tractatus in Joannem IX, 10, deutsche Übersetzung www.unifr.ch/bkv.

[3] Mechthild von Magdeburg (um 1207 bis 1282); Mechthild von Hackeborn (1241 bis 1299); Gertrud die Grosse (1256 bis 1301/2).

[4] Gertrud die Grosse, Gesandter der göttlichen Liebe, IV, 25.

[5] Vgl. zu dieser Problematik: Nebel, Johannes, Das Herz Jesu als Angelpunkt christlichen Weltverhältnisses, in: Forum Katholische Theologie 34/1 (2018), 28–51.

kath.ch
religion·politik·gesellschaft
12|2019 20. Juni 2019

«Bevor die Frauen die Kirche boykottierten, hat die Kirche die Frauen boykottiert»

Der Freiburger Moraltheologe Daniel Bogner äussert sich zu den jüngsten Frauenstreiks in der Kirche der Schweiz und Deutschlands.

Schweiz

Die Theologin Monika Hungerbühler hat in Basel ein Mitra-Basteln für den Frauenstreik organisiert. | © Oliver Sittel

In Deutschland haben Frauen Gottesdienste boykottiert, in der Schweiz hat der Frauenbund die Kirchenfrauen zum Streik aufgerufen. Was können solche Streiks bewirken?

Daniel Bogner: Sie schaffen eine neue Sensibilität für die gegenwärtige kirchliche Situation. Manche deutschen Bischöfe sagten, sie hätten kein Verständnis mehr, wenn das Heiligste, nämlich die Eucharistiefeier, für einen Protest gebraucht werde. Ich finde, man sollte das genau andersherum betrachten: Wie viel muss passiert sein, bis Frauen sich dazu entscheiden, die Lebensquelle des Glaubens zu boykottieren? Wir dürfen nicht vergessen: Lange bevor die Frauen die Kirche boykottierten, hat die Kirche die Frauen boykottiert.

Sind die Katholikinnen im Dilemma?

Bogner: Gewissermassen schon. Der Glaube ist eine Lebensquelle, die auch viele Frauen eben durch die Kirche erfahren haben. Gleichzeitig erleben sie diese Kirche als lebensfeindlich. Nur qua Geschlecht bekommen sie einen minderwertigen Status zugewiesen. Ich habe grossen Respekt davor, dass Frauen jetzt zu diesem Mittel greifen. Es ist ja ein konstruktiver Streik. Ein Streik, der nicht einfach nur «Nein» sagt. Er lebt von der positiven Vision einer erneuerten Gestalt des Kircheseins.

Manche Frauen bekunden Mühe mit Streiks. Gäbe es andere Wege?

Bogner: Seit Jahren bemühen sich Frauen in wohlformulierten Appellen, das Einsehen der kirchlichen Autoritäten und der Bischöfe zu erlangen, dieses Anliegen endlich aufzugreifen. Es gab viele theologisch-wissenschaftliche Kongresse, an denen das Thema bearbeitet wurde. Nicht selten war ein Bischof dabei, der sagte, er nehme sich dieses Anliegens an. Gefruchtet haben diese Wege nicht.

Papst Franziskus hat gesagt, die Frage der Frauenweihe sei ein für alle Mal beantwortet, nämlich negativ.

Bogner: Rückblickend muss man aber auch sagen, dass die theologische Fachdiskussion zu dieser Frage dadurch nicht zu Ende gegangen ist. Sie dauert an. Dem Argument, Jesus habe nur Männer berufen, könnte man entgegenhalten, dass er auch zwölf jüdische Männer berufen hat. Es liesse sich also genau so gut argumentieren, jemand müsse Jude sein, um Priester zu werden.

In der Schweizer Kirche können Frauen Pastoralassistentin oder Gemeindeleiterin werden.

Bogner: Pastoralassistentinnen haben eine ganz wichtige Aufgabe und können in der Tat viel bewirken. Gleichzeitig ändert das nichts an der Ungleichheit im Status von Männern und Frauen in der Kirche.

Fortsetzung auf nächster Seite

Meinung

Haben die Bischöfe den Ernst der Lage begriffen?

«Die Sorgen der Gläubigen sind auch die Sorgen der Bischöfe!», steht über der Medienmitteilung der Schweizer Bischöfe. – Ist das tatsächlich so? – Was ist mit der jahrzehntelangen Sorge der wiederverheiratet Geschiedenen, die bis heute von den Sakramenten ausgeschlossen sind? Was ist mit der Sorge unserer nicht heterosexuell orientierten Kolleginnen und Kollegen, die bis heute keine Chance auf eine kirchliche Anstellung haben, wenn sie sich nicht zur Enthaltsamkeit verpflichten? Vor allem aber: Was ist mit der Sorge der Hälfte der katholischen Menschheit, die bis heute allein aufgrund ihres Geschlechts ein Unrecht durch ihre Kirche erfährt, das zum Himmel schreit?

Wir anerkennen den guten Willen der Bischöfe und sind dankbar, dass sie sich mit unseren Forderungen in Bezug auf eine nichtklerikale Kirche umfassender Gleichwertigkeit befasst haben und darüber in Dialog treten möchten. Und wir sind dankbar, dass sie eine Arbeitsgruppe einsetzen wollen (wir hoffen, dass nicht allein für Reformen betende, sondern auch für Reformen kämpfende Frauen und Nichtgeweihte berufen werden).

Dennoch fragen wir uns, ob die Bischöfe den Ernst der Lage begriffen haben, wenn sie in den Appellen zur Erneuerung der Kirche bloss «den Ausdruck einer Krise» erkennen. Und ob sie uns wirklich ernst nehmen, wenn sie unsere Forderungen nach strukturellen Veränderungen gegen «eine spirituelle Erneuerung als Hauptaufgabe der Kirche» ausspielen und die Reformkräfte an das wirklich Wichtige erinnern: den Kern des Glaubens – als ob die Gleichwertigkeit aller Menschen nicht zu diesem Kern gehörte.

Wir bleiben zuversichtlich – und skeptisch.

Jacqueline Keune

Die Theologin hat den Beitrag gemeinsam mit Marie-Theres Beeler und Monika Hungerbühler von der Initiative «Wir haben es satt!» verfasst.

Vorwürfe gegen drei Brüder von Taizé

In der christlichen Gemeinschaft von Taizé gibt es Hinweise, dass drei Mitglieder vor Jahrzehnten Jugendliche sexuell missbraucht haben. Einer von ihnen lebt noch.

Die Missbrauchsvorwürfe machte die Gemeinschaft am 4. Juni öffentlich. Demnach haben sich fünf Betroffene an die im Burgund ansässige Gemeinschaft gewandt. Es gehe um je ein oder zwei Fälle sexualisierter Gewalt gegen Minderjährige aus den 1950er- bis 1980er-Jahren. Hinweise auf Vergewaltigungen bestünden nicht, sagte ein Sprecher.

Zwei der beschuldigten Männer sind den Angaben zufolge seit mindestens 15 Jahren tot, der dritte lebt weiterhin in Taizé. Er sei bereits «seit Längerem» nicht mehr an der Organisation der Taizé-Jugendtreffen beteiligt. Zur Nationalität von Beschuldigten und Opfern machte die ökumenische Gemeinschaft keine Angaben.

Staatsanwaltschaft eingeschaltet

In Rücksprache mit den Betroffenen, die sich teilweise bereits vor Jahren an die Gemeinschaft wandten, wurde jetzt die Staatsanwaltschaft informiert, wie der Leiter der Gemeinschaft, Alois Löser, mitteilte.

«Diese Offenlegung ist Teil unserer Suche nach Wahrhaftigkeit, die damit begonnen hatte, dass wir den Betroffenen zuhören.» Die Sorge um die Opfer stehe im Mittelpunkt, zugleich wolle er möglichen weiteren Opfern Mut machen, sich zu melden, so Löser weiter. «Wir werden ihnen zuhören und sie bei den Schritten unterstützen, die sie unternehmen möchten.»

Die Gemeinschaft kündigte an, ihre Präventionsarbeit auszuweiten. Es gehe darum, alle «wirksam zu schützen, die uns dadurch, dass sie nach Taizé kommen, ihr Vertrauen schenken». Seit den 1970er-Jahren kommen jedes Jahr Tausende Jugendliche aus ganz Europa nach Taizé. (KNA)

Alois Löser, Prior der Taizé-Gemeinschaft, im Gespräch mit Jugendlichen | © Oliver Sittel

Fortsetzung von letzter Seite

Bevor die Frauen ...

Es bleibt die Frage, womit gerechtfertigt werden kann, dass nicht Qualifikation und Kompetenz, sondern Weiheamt und Geschlecht zählen. Es sind dies alles Notlösungen innerhalb eines monarchischen Duldungsrahmens.

... oder ein guter Anfang?

Bogner: Diese Hoffnung hat man damit verbunden, als diese Berufsfelder in den 1970er-Jahren eingeführt wurden. Heute müssen wir realisieren, dass es kein Übergang war, sondern ein Modell, das die bestehende Ordnung zementiert, statt sie in eine wahre Gleichwertigkeit überzuführen.

Werden je Frauen zu Priesterinnen geweiht werden?

Bogner: Ich hoffe es sehr. Es ist eine Zukunftsfrage der Kirche. Wenn sie es nicht schafft, in dieser Frage konstruktiv weiterzukommen, wird sie ihrer eigenen Botschaft untreu.

Sylvia Stam

Schweizer Bischöfe wollen Reformfragen im Dialog angehen

Die Schweizer Bischöfe sehen in den Appellen zur Erneuerung der Kirche einen «Ausdruck der Krise in unserer Kirche». Sie kündigen einen Dialog mit den Gläubigen an.

«Die Sorgen der Gläubigen sind auch die Sorgen der Bischöfe», sagte der Präsident der Schweizer Bischofskonferenz (SBK), der Basler Bischof Felix Gmür, an der Medienkonferenz in den Räumen der Dreifaltigkeitskirche in Bern. Mit den Sorgen sind Äusserungen in offenen Briefen und Appellen gemeint, von denen die Bischöfe direkt oder indirekt erfahren haben.

Felix Gmür stellt sich den Fragen der Medien. | © Regula Pfeifer

Von der Frauenfrage bis zur Glaubensweitergabe

Die erwähnten Briefe und Appelle nannte Gmür nicht näher. Er gab aber die Themen bekannt, um die es geht: um die Rolle und Stellung der Frau in der Kirche, um den Pflichtzölibat und die Frage, ob «Viri probati» zu Priestern geweiht werden könnten, um sexuellen Missbrauch und die Frage, ob ein Missbrauch von Macht damit zusammenhängt. Und «weiter in der Tiefe», so Gmür, gehe es um die Frage nach dem Glauben und der Glaubensweitergabe.

Vorsicht vor grossen Forderungen

Laut Gmür nehmen gewisse Gruppierungen ein Thema heraus und stellen es ins Zentrum. Es gehe aber nicht, eine grosse Forderung zu stellen und zu verlangen, der Papst müsse diese sofort umsetzen. Denn, so Gmür, «die Erneuerung betrifft nicht nur die Schweiz, sie betrifft auch unsere Nachbarländer und die ganze Kirche weltweit».

Mancherorts werde eine spirituelle Erneuerung als Hauptaufgabe der Kirche angesehen, sagte der SBK-Präsident und erwähnte dabei die Westschweiz und das Tessin. «In der Deutschschweiz schaut man mehr auf die Strukturen.»

Die gestellten Fragen und Forderungen sind laut Gmür «in ihrer Komplexität und Diversität so herausfordernd und manchmal auch heterogen», dass die Bischöfe diese «im Verbund mit verschiedenen Gläubigen» angehen wollen.

Er werde eine Arbeitsgruppe ins Leben rufen, kündigte Gmür an. Diese werde «eine Auslegeordnung» der strittigen Themen vornehmen und prüfen, nach welcher Methode die Themenblöcke angegangen werden könnten, welche Personen beigezogen und welche Vorschläge allenfalls zuhanden der Universalkirche formuliert werden sollten.

Als Methode nimmt die SBK ein synodales Vorgehen in den Blick. Doch vorerst wolle sie sich gemeinsam mit ihren Gremien theologisch mit der Synodalität in der Kirche auseinandersetzen, heisst es in einer Medienmitteilung.

Gebet und Heiliger Geist

«Wir Bischöfe und Äbte sind sehr zuversichtlich, dass wir auf das Gebet der Gläubigen und den Heiligen Geist bauen können», schloss der Präsident der Bischofskonferenz seine Ausführungen zu den Reformforderungen.

Regula Pfeifer

«Menschen mit Gewissensbissen nach der Scheidung muss geholfen werden»

Das sagt die Baldegger Schwester Nadja Bühlmann. Sie ist neu Richterin am Interdiözesanen kirchlichen Gericht (ISKG).

Gemäss Kirchenrecht wäre als Richter des höchsten kirchlichen Gerichts in der Schweiz eigentlich ein Priester vorgesehen. Sehen Sie Ihre Ernennung als Beitrag zur Gleichstellung?

Nadja Bühlmann: Ja, dies ist sicher ein erfreulicher Beitrag zur Gleichstellung.

Sie waren Notarin am Kirchengericht des Bistums Basel. Wie gross ist der Schritt zum Richteramt am Interdiözesanen Kirchengericht?

Bühlmann: Ich war 2006 bis 2015 Notarin am Kirchlichen Gericht des Bistums Basel. Seit 2004 bin ich ebendort Diözesanrichterin. Insofern sind mir Ehenichtigkeitsverfahren vertraut. Die Ernennung zur Richterin am Interdiözesanen Schweizerischen Kirchlichen Gericht ist ein Vertrauenserweis, der mich freut.

Wie und warum wird eine Ehe nach Kirchenrecht aufgelöst?

Bühlmann: Vor Kirchengericht stehen Menschen und ihre Lebenssituationen im Zentrum. Wer ein Ehenichtigkeitsverfahren anstrebt, ist jemand, der aufgrund einer Scheidung in Konflikt mit der katholischen Kirche geraten und nun ehrlich bemüht ist, diesen Konflikt zu beenden. Menschen, die nach dem rechten Weg suchen und ihren Konflikt mit der Kirche beenden möchten, Menschen, die wegen ihrer Situation von Gewissensbissen befreit werden möchten, muss geholfen werden. Es ist Aufgabe und ein Dienst der Kirche, für jene Menschen da zu sein und ihre Anliegen gut zu prüfen.

Ueli Abt

Schweiz

Pfarrer verurteilt wegen Kirchenasyl

Das Zürcher Bezirksgericht hat den katholischen Pfarrer Josef Karber schuldig gesprochen. Er hatte einer krebskranken Sans-Papier-Frau aus Armenien Kirchenasyl gewährt. Der Pfarrer an der Liebfrauenkirche in Zürich hatte laut dem «Tages-Anzeiger» (12. Juni) von 2011 bis 2018 die Frau in der Notwohnung der Pfarrei untergebracht. In ihrer Heimat sei sie von ihrem Mann massiv bedroht worden. Am 12. Juni wurde Karber vom Gericht der «Förderung des rechtswidrigen Aufenthalts» schuldig gesprochen und mit einer Geldstrafe von 35 Tagessätzen zu 150 Franken bestraft. (sys) (Bild: Josef Karber | © SRF)

Ausland

Staatsanwaltschaft erhebt Anklage gegen Kurienbischof Zanchetta

Die Staatsanwaltschaft in Argentinien hat nach monatelangen Ermittlungen Anklage wegen sexuellen Missbrauchs gegen den ehemaligen Bischof von Oran, Gustavo Zanchetta (55), erhoben. Wie die Zeitung «El Tribuno» am 7. Juni berichtete, darf der Geistliche sein Heimatland bis auf Weiteres nicht verlassen. Zudem seien psychologische Gutachten angeordnet worden. Wegen der Missbrauchsvorwürfe ist Zanchetta derzeit beurlaubt von seinem Posten eines Assessors in der Güterverwaltung, dem Schatzamt des Heiligen Stuhls. (kna)

Impressum

kath.ch religion·politik·gesellschaft ist eine Publikation des Katholischen Medienzentrums Zürich. Sie erscheint als Beilage zur Schweizerischen Kirchenzeitung.

Verantwortung: Regula Pfeifer

Redaktion dieser Ausgabe: Regula Pfeifer

Die Verwendung von Inhalten ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe gestattet.

Anfragen per Telefon 044 204 17 80 oder E-Mail an redaktion@kath.ch.

US-Bischof veruntreute Geld und belästigte Priester

Der frühere Bischof der Diözese Wheeling-Charleston im US-Bundesstaat West Virginia, Michael Joseph Bransfield (75), soll mit Kirchengeldern Geldgeschenke an junge Priester finanziert haben, die er sexuell belästigt hat. Wie die «Washington Post» am 5. Juni (Ortszeit) berichtet, seien auch Kardinäle in den USA und im Vatikan bedacht worden. In seiner 13-jährigen Amtszeit habe Bransfield insgesamt 565 Schecks mit Geldbeträgen von bis zu 15 000 Dollar von seinem Konto unterschrieben. Die Beträge seien ihm von der Diözese erstattet worden. (kna) (Bild: Michael Joseph Bransfield, 2016 | © KNA)

Vatikan

Vatikan veröffentlicht kritische Stellungnahme zu Gender-Theorie

In der Einleitung des 57 Punkte umfassenden Dokuments heisst es, es gelte zwischen Gender-Forschung und Gender-Ideologien zu unterscheiden. Gender-Forschung, so das Dokument, versuche, die Art und Weise besser zu verstehen, wie die Unterschiede von Frauen und Männern in jeweiligen Kulturen gelebt werden. In vielen Fällen würden aber «angeblich neutrale» Konzepte vermittelt, die ein Menschenbild wiedergäben, das «dem Glauben und der lauteren Vernunft», aber auch der Natur widerspreche. So führe eine «Entfernung von der Natur» dazu, dass Gefühlsentscheidungen des Einzelnen alleiniges Kriterium würden. (cic) (Kommentare siehe rechts)

Vatikan-Radio nimmt Latein ins Sendeprogramm

Für den Vatikan ist Latein keine «tote Sprache»: Der Radio-Sender des Papstes, Radio Vaticana, sendet erstmals eine Nachrichtensendung auf Latein. Sie trägt den Titel «Hebdomada Papae» (Die Woche des Papstes), Untertitel: «Notitiae vaticanae latine redditae» (Vatikanische Nachrichten in lateinischer Sprache), wie die vatikanische Internetseite «Vatican News» am 6. Juni ankündigte. Das Programm soll samstags um 12.30 Uhr fünf Minuten lang funken. (cic)

Social Media

In Frauenkleidern zelebrieren

Die Mitteilung «Der Vatikan veröffentlicht kritische Stellungnahme zu Gender-Theorie» scheidet die Geister in der Facebook-Gemeinschaft.

«Männliche Wesen, die ihre Sternstunden in Frauenkleidern zelebrieren, lassen sich über Geschlechtsidentität aus», schreibt Anner Werner und meint träf: «Ganz mein Humor.» Weniger belustigt ist Lukas S. Brühwiler. «Der Bildungsnotstand besteht vorläufig vor allem in Rom», meint er in Anspielung auf eine entsprechende Bildungskritik im Dokument des Vatikans. Der Vatikan täte gut daran, zu studieren, was die Gendertheorie behaupte und was nicht. «Die freie Wahl des biologischen Geschlechts beispielsweise wird nicht gefordert und wäre auch unsinnig», so Brühwiler.

Karin Braun erklärt die schwierige Situation jener Menschen, die nicht der heterosexuellen Mehrheit angehörten. Bei ihnen gehe es «um Existenzielles». Der Weg für diese Menschen sei «steinig genug». Es brauche keine «inkompetenten Äusserungen des Vatikans, um deren Lebensweg mit weiteren Steinen auszustatten». Mit den Aussagen des Vatikans werde Religion, die dem Menschen dienen sollte, «zur Ideologie pervertiert, indem man versucht, Menschen in eine Form zu pressen».

«Es gibt halt mal ‹Mann und Frau›. Und diese haben verschiedene Rollen in der Gesellschaft», findet Christa Maier. Die sozialen Rollen würden den Geschlechtern von der Gesellschaft «aufgedrückt», widerspricht ihr Gudrun Ernstbrunner. Sie ruft dazu auf, davon wegzukommen. (rp)

Zitat

«Die katholische Kirche ist gut darin, moralische Werte zu predigen und viel vom Einzelnen einzufordern. Wenn sie sich dann selber nicht daran hält, geht die Glaubwürdigkeit vollends verloren.»

Veronika Jehle

Die katholische Theologin äussert sich im «Blick» (10. Juni) zur Glaubwürdigkeitskrise der katholischen Kirche.

Gesandter oder Wiederkehrender?

Die Aufführung des Oratoriums «Elias» in der Stadtkirche St. Laurenzen in St. Gallen ist Anlass, die Hintergründe dieses gewaltigen Werkes zu reflektieren.

Um die Jahreswende 1894/95 schrieb der damals 34-jährige Gustav Mahler angesichts des aufkommenden Antisemitismus an einen Freund diese bekannten Sätze: «Mein Judentum verwehrt mir, wie die Sachen jetzt in der Welt stehen, den Eintritt in jedes Hoftheater.» 1897 zog er die Konsequenz daraus und konvertierte zum Katholizismus. Auch die Bankierfamilie Mendelssohn entschied sich aus ähnlichen Gründen mehr als 75 Jahre zuvor, die Kinder evangelisch-christlich taufen zu lassen, und legte sich den Zweitnamen Bartholdy zu.

So zieht sich eine lange rote Linie durch die Musikgeschichte, die ihren vorläufigen Abschluss fand, als im Nazireich «entartete» Musik aus den Konzertsälen entfernt wurde. Auch Felix Mendelssohn-Bartholdys (1809–1847) Oratorium «Elias», das am 26. August 1846 in Birmingham (GB) unter dem englischen Originaltitel «Elijah» (op. 70, MWV A 25) uraufgeführt worden war, fiel unter diesen Bann. Wir Spätergeborenen stehen aber vor der erstaunlichen Tatsache, dass ursprünglich jüdisch sozialisierte Komponisten ihre gesellschaftlich erzwungene Anpassung an den christlichen Mainstream selbst in ihren Werken dokumentieren. Nicht nur bei Mahlers Auferstehungs-Sinfonie (1895 als 2. Sinfonie uraufgeführt), sondern auch bei «Elias» kann dies dargelegt werden.

Mendelssohn war, seit er bei einer Lesung die Begegnung des Propheten Elija mit seinem Gott am Berg Horeb (1 Kön 19) gehört hatte, fasziniert vom Stoff. So «stark, eifrig, auch wohl bös und zornig und finster» wünschte er sich einen Propheten auch für seine Zeit und schuf ein gewaltiges, zweiteiliges Werk mit einer Spielzeit von gut zwei Stunden. Sein Briefwechsel mit Pfarrer Julius Schubring, den er um Hilfe beim Libretto gebeten hatte, zeigt nun ein stetes Ringen um die religiöse Identität des Komponisten. Schubrings Absicht war, den Text des Oratoriums möglichst «neutestamentlich» und darum wenn immer möglich in einer christologischen Zuspitzung zu verfassen. Mendelssohn aber bat ihn, sich nicht zu sehr aus der «Haltung des Ganzen» zu entfernen. Dieses «Ganze» ist der alttestamentlich-prophetische Befund, den uns die Abschnitte aus den Büchern der Könige vorlegen. Erst die neutestamentlichen Zitate um die Frage, ob Jesus von Nazareth etwa der wiedergekommene Elija sei (vgl. Mk 8,28 par), ermöglichen ja eine solche Umdeutung.

Es sei hier deshalb nun explizit auf den Abschnitt der Elija-Erzählungen eingegangen, den Mendelssohn und Schubring nur stiefmütterlich behandeln: den von der Himmelfahrt des Propheten. Sie beenden im Erzählteil ihr Werk mit der Horeb-Episode und lassen den Teil der Begegnung des Propheten mit seinem Nachfolger Elischa wie auch das gewaltige Erlebnis der Fahrt mit dem Feuerwagen (das nur gerade vom Chor kurz zitiert wird) weg. Gerade dieser Abschnitt aber wäre bestens geeignet gewesen, einem musikalischen Oratorium quasi den krönenden Abschluss, ein klassisch opernähnliches Finale, zu verpassen.

Vielmehr wird mit den Synonymen «sein Knecht» und «sein Auserwählter» im zweitletzten Abschnitt (Nr. 41) bewusst kommentiert, und nun werden Verse aus Jesaja 11, die «Geistesgaben des Messias», zitiert, um aufzuzeigen, dass in der Meinung des Oratoriumstextes Elija nur einer von vielen Vorläufern des Messias Jesu gewesen ist: «Aber einer erwacht von Mitternacht, und er kommt vom Aufgang der Sonne. Der wird des Herrn Namen predigen und wird über die Gewaltigen gehen; das ist sein Knecht, sein Auserwählter, an welchem seine Seele Wohlgefallen hat. Auf ihm wird ruhen der Geist des Herrn: der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rats und der Stärke, der Geist der Erkenntnis, und der Furcht des Herrn.»

Es bleibt für die alttestamentliche Theologie die Grundsatzfrage bestehen, ob es dem Christentum ernst war und ist mit der Betonung der Eigenständigkeit des ersten Teiles seiner Heiligen Schrift oder ob es ihn (zwar längst nicht so schlimm wie die evangelischen Exegeten der Nazi-Ära) weiterhin primär als Steinbruch der erfüllten Prophezeiungen versteht. Dass sich Generationen von jüdischen Menschen an dieser Frage gerieben haben, dafür ist Mendelssohns Oratorium ein beredtes Beispiel.

Heinz Angehrn

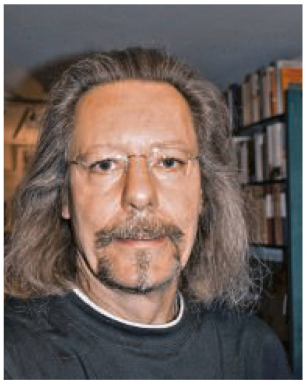
Heinz Angehrn (Jg. 1955) war Pfarrer des Bistums St. Gallen und lebt seit 2018 im aktiven kirchlichen Dienst als Pensionierter im Bleniotal TI. Er ist Präsident der Redaktionskommission der Schweizerischen Kirchenzeitung und als Hobbys nennt er Musik, Geschichte und Literatur.

Empfohlene Aufnahmen

- Deutsche Fassung (Elias): Michael Volle. Marjana Lipovsek u.a. Chor und Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks. Wolfgang Sawallisch. Profil 2001.
- Englische Originalfassung (Elijah): Bryn Terfel. Renée Fleming u.a. Edinburgh Festival Chorus. Orchestra of the Age of Enlightenment. Paul Daniel. DECCA 1997.

Kraftvoll vertontes Prophetenschicksal

Während sich Heinz Angehrn dem Oratorium von aussen genähert hat, zeichnet Thomas Markus Meier den Weg des Propheten und dessen Ringen nach.



Dr. theol. Thomas Markus Meier (Jg. 1965) arbeitet als theologischer Leiter der Pfarrei St. Anna Frauenfeld, ist Präsident des Diözesanverbandes Basel des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks und Mitglied der Redaktionskommission der SKZ.

«Wie kann man einen Text über wahre oder falsche Gottheiten singen, wenn im Nahen Osten derzeit Menschen wegen ihres Glaubens umgebracht werden?» Diese Frage stellte der Präsident des «Konzertchors Klangwerk Luzern» Robert Duss im Programmheft zu einer Aufführung des Oratoriums Elias im Kultur- und Kongresszentrum Luzern im Jahr 2016.

Wenn wir heute nicht einfach unkritisch und unreflektiert biblische Gewalttexte schön-reden (resp. «schön-singen») wollen, scheint uns das etwas abzuheben von früheren Generationen. Allerdings kennen gerade auch wir Begriffe des Schönredens, die uns allzu leicht von den Lippen gehen – ohne Anhaltspunkt in der Geschichte. Es ist heutzutage nahezu selbstverständlich, vom christlich-jüdischen Abendland zu reden, wobei vergessen geht, dass das selten so harmonisch war, wie es der Name anklingen lässt. Im Gegenteil: Das Christliche vereinnahmte das Jüdische, überformte es, kritisierte es, bekämpfte es. Wer als Jude wer sein wollte, musste sich angleichen, wie im vorhergehenden Artikel von Heinz Angehrn beschrieben. Felix Mendelssohn aber war sich seiner jüdischen Herkunft immer bewusst, liess sich auch von Freunden zu Sabbatfeiern einladen, und als er die Bach-Renaissance einleitete, bemerkte er spöttisch, dass es ausgerechnet ein Judenjunge sein müsse, der den Leuten die grösste christliche Musik wiederbrächte …

Die biblischen Leerstellen füllen

Beim Oratorium Elias ist bereits das Intro speziell: Nach ein paar bedrohlichen Bläsersätzen verkündet wie aus heiterem Himmel Elija, dass der Himmel nunmehr heiter bleibt, sprich, dass jeglicher Regen ausbleibt. Und dann erst kommt sozusagen die Ouvertüre. Damit ist Mendelssohn sehr bibelnah: Denn auch dort taucht Elija ohne grosse Einführung auf und sagt ohne Umschweife, was Sache ist.
Während die Bibel nun erzählt, wie Elija am Bach Kerit die Dürre bestehen kann, malt sich Mendelssohn aus, was die Dürre mit den gewöhnlichen Leuten macht. Er füllt sozusagen die biblischen Leerstellen und leiht jenen eine Stimme, die in der Erzählung verstummen. Es ist somit nicht nur ein «Schönsingen» angesagt, sondern auch ein Klagelied über die – im Kriegsjournalismus würde man sagen – «Kollateralschäden».
Elija also hat die Dürre angesagt und sie trifft, wie so oft, nicht zuallererst die anvisierten Reichen und Mächtigen, sondern das einfache Volk. Die Leute beklagen sich mit Worten aus Jeremia und den Lamentationes, den Klageliedern Jeremias. Erst mit der Nummer 6, dem Rezitativ des Engels, nimmt Mendelssohn dann den unterbrochenen Faden wieder auf und komponiert die Verse 3 und 4 aus 1 Könige 17 aus. Vorher aber zeigt er uns breit die Dürre. Und das nicht nur als mangelnder Regen, sondern gleichsam auch als Dürre des Glaubens. Als Trockenstrecke im Glaubensleben.

Die Frage nach dem wahren Gott

«Die jungen Kinder heischen Brot!» – das ist es ja, was besonderen Widerspruch provoziert: Was können die Kinder, die Kleinen dafür? Warum leiden Unschuldige? Im Chor Nummer 5 wird aus den 10 Geboten zitiert, dass Gott ein Eifernder sei, der die Strafe verfolge bis in die dritte und vierte Generation. Das klingt eifrig, übereifrig gar. Nimmt aber ernst, dass es im altisraelitischen Haushalt etwa vier Generationen waren, die zusammen unter dem Zeltdach wohnten. Sprich: Wenn etwas bei den Alten «lätz» läuft, so bekommen es auch die Jungen zu spüren, bis in die Urenkel-Generation also. Aber dann ist Schluss. Die Gnade und Barmherzigkeit hingegen gehen in die Tausenden, sind gleichsam unbegrenzt. Das Unbegrenzte spiegelt sich im Elija-Zyklus dann so, dass er die Grenze überschreitet, und im Ausland, bei der Witwe in Zarpath, überlebt. Mendelssohn muss hier etwas abkürzen, aber die Quintessenz bleibt: Bei der Frage nach dem wahren Gott wird es darum gehen, welcher Gott Leben schenkt. Welche Gottesvorstellung nährt? Bin ich selber gottesfürchtig, oder verbreite ich Furcht vor meiner Gottesvorstellung?

In Bibel und Oratorium führt das zum grossen Showdown. Zum Gottesurteil auf dem Karmel:

Wer hat recht? Wer hat den rechten Gott? Elija oder die Baalspriester? Bibel und Oratorium ziehen alle Register, erzählen voll Dramatik, das Blut fliesst in Strömen. Und hier, auf dem Höhepunkt des Konflikts (in Klammer: Es war eine literarische Rache-Fantasie und keine reale Abschlachtung), hier also, auf dem Höhepunkt des Konflikts, erlauscht Mendelssohn die Tiefe biblischer Gottesvorstellungen. Eine Frauenstimme singt aus dem Hoseabuch, wie Gott leidet, wenn er strafen muss. (Das Alt-Arioso Nummer 18). Mendelssohn kennt sie gut, seine Bibel, wenn er die trauernde Gottheit durch eine Frauenstimme vertont. Hosea prägte das Bild von Gott als stillender Mutter, der sich distanziert von jeglichem machohaften Getue: «Gott bin ich, und kein Mann!»
Was in der Bibel in kurzen fünf Versen folgt, nämlich das Regenwunder, baut dann Mendelssohn aus zu einer dramatischen Gebetsszene, womit der erste Teil endet. Da scheint also Elija der grosse Sieger zu sein beim Gottesurteil auf dem Karmel – aber er kriegt in der Folge sein eigenes Urteil zu hören: Er sei des Todes, lässt ihm die Königin Isebel ausrichten. Himmelhoch jauchzend – zum Tode betrübt. Jedenfalls endet dieser religiöse Kampf mit der Flucht des Elija, mit seiner Infragestellung «was soll das Ganze?» und mündet in seiner Depression. (Arie 26: «Es ist genug! So nimm nun Herr, meine Seele!»)

In der Stille, nicht im Sturm

In der Katechese bleibt es meist dabei stehen, dass Elija in der Höhle eine ganze Szenerie von Naturgewalten erlebt – und Gott ist dann eben ausdrücklich nicht im Sturm, im Erdbeben, in der Gewalt. Nein, in den leisen Tönen wird Gott spürbar. Im Sanften, nicht im Gewaltverherrlichenden. Was meist überlesen wird: Vor und nach der sogenannten Gottesbegegnung am Horeb bekommt Elija zweimal die genau gleiche Frage gestellt («Was willst du hier?»), und gibt zweimal die genau gleiche Antwort. Mit leidenschaftlichem Eifer habe er, Elija, gekämpft und sei allein geblieben[1]. Wir könnten das auch hören als leise Infragestellung. Überdenk das nochmals! Und nein, alleine bist du nicht. Wird dies meist überlesen, so umgekehrt in den Text gelesen, Gott sei im Säuseln gewesen, was so eben gerade nicht gesagt wird. Die Bibel ist hier stiller, leiser, diskreter!

Vom Eifer zum Eiferer

Im Oratorium nun eilt Elija im Schnellzugstempo zurück und der Blick öffnet sich auf seine Himmelfahrt, die allen den Blick in den Himmel, in eine bessere Zukunft, öffnet. «Wie kann man einen Text über wahre oder falsche Gottheiten singen, wenn im Nahen Osten derzeit Menschen wegen ihres Glaubens umgebracht werden?» Es ist ein ziemlicher Unterschied, ob Texte Fragen behandeln und vertonen, zum Nachdenken anregen, Erzählungen wiedergeben – oder ob Texte als Freipass genommen werden, zu tun und zu lassen, wie es einem selber zupass kommt.

Eigentlich ist es ganz interessant, was der biblische Elija mit dem Gottesurteil auf dem Karmel vorhat. Er startet gewissermassen ein Experiment, eine Fallstudie: Die Versuchsanordnung ist für alle gleich und der richtige Gott soll sich selber erweisen. Im Taumel des Erfolgs aber, als das Volk den richtigen Gott erkennt, macht, modern gesprochen, Elija den Fehler, dass es ihm zu wenig ist, den wahren Gott zu erkennen. Nein, jetzt will er auch die falschen Gottesvorstellungen austreiben. Das Wunder, dass Feuer vom Himmel fiel, führt sozusagen dazu, dass er nun selber feurig angesteckt wird und sich, im Bild, die Finger verbrennt.

Mendelssohn fügt nach der Pause einige Stücke ein, die er aus der Bibel zusammenklauben muss. Um so, was die Bibel eben mit einem eigenartigen Bruch erzählt, den Wechsel vom Sieg zum Scheitern des Propheten zu vertonen. Der Kampf zwischen wahren und falschen Gottesvorstellungen wurde auf dem Karmel zwar dramatisch inszeniert, aber noch nicht eigentlich entschieden. Elija fällt in ein Loch, sein Eifer hat ihn übers Ziel hinausschiessen lassen. Er hat noch einen langen Weg vor sich, zu lernen, Gott im Stillen, im Suchenden, im Leisen aufzusuchen.

Er hat kein gutes Image, der biblische Gott, wenn er als «Gott der Rache» benannt wird. Aber gesagt ist damit, dass die Rache eben gerade uns Menschen entzogen ist. Gott schaut selber für sich, niemand muss sich für ihn ins Feuer legen. Niemand muss ihn rächen – das wäre Gotteslästerung. Diese Lektion hat auch Elija lernen müssen. Darüber dürfen wir nachdenken, singen, zuhören. Und, in neuen, anderen Zeiten, auch neue, andere Töne anschlagen.

Thomas Markus Meier

[1] 1 Kön 19,9–14.

Gemeinsam auf dem Weg sein

Religionspädagogen sind in der Pfarreiarbeit nicht mehr wegzudenken. Aus den früheren Katecheten wurden Allrounder mit vielfältigen Einsatzgebieten. Eine davon ist Alexandra Rietiker-Frei.

Alexandra Rietiker-Frei (Jg. 1986) arbeitet seit 2012 als Religionspädagogin in der Pfarrei St. Marien in Winterthur. (Bild: Benjamin Dieckmann)

Irgendwie war der Weg zur Religionspädagogin bei Alexandra Rietiker-Frei vorgezeichnet, auch wenn es ihr zunächst nicht klar war. Ihre Mutter beteiligte sich aktiv im Pfarreirat und so war auch Rietiker-Frei in der Pfarrei gut beheimatet. Sie erlebte die Pfarreiverantwortlichen als tolle Menschen, die ihr geduldig jede Woche ihre Fragen beantworteten, die sie beim Ministrieren in die Sakristei mitnahm. Der Firmkurs 17+ war für sie ein einschneidendes Erlebnis. «Er war so positiv, so lebensbejahend», erinnert sie sich. «Und ich habe mir gedacht: Ich möchte auch mit Jugendlichen zusammenarbeiten.» Der Firmverantwortliche gab ihr diese Chance und bot ihr ein Engagement als freiwillige Firmbegleiterin an. Irgendwann legte er ihr einen Flyer des Religionspädagogischen Instituts RPI hin und meinte, das wäre vielleicht etwas für sie. «Ich bin an diesen Infotag gegangen und es hat gleich Klick gemacht», erzählt sie mit einem breiten Lachen. Sie meldete sich sofort an und begann im folgenden Sommer die Ausbildung in Luzern.

Erste Erfahrungen

Begeistert war Rietiker-Frei von der breiten Angebotspalette des RPI, die vom Religionsunterricht über Sakramentenkatechese bis Jugendarbeit reicht. «Da sind so viele verschiedene Bereiche, da muss man sich irgendwie gar nicht entscheiden.» Für sie war jedoch klar, dass es in Richtung Jugendarbeit gehen soll. Mit Jugendlichen auf dem Weg sein, spüren, wo sie stehen, mit ihnen weitergehen. Im Rahmen der Ausbildung hatte sie Gelegenheit, die offene Jugendarbeit kennenzulernen und merkte schnell, dass diese nichts für sie ist. Die Arbeitszeiten entsprachen nicht ihrem gewohnten Tagesrhythmus und was noch wichtiger war: Der offene Jugendtreff wurde zwar von vielen Jugendlichen besucht, es entstanden aber keine richtigen Beziehungen. «Mir wurde klar, dass mir distanzierte Beziehungen nicht liegen», erinnert sie sich. Für sie ist der persönliche Kontakt wichtig.

Beziehungen pflegen

Diesen persönlichen Kontakt pflegt sie in ihrer aktuellen Anstellung besonders zu den Leiterinnen vom Blauring. Das sei fast ihre Lieblingsaufgabe, meint sie mit einem verschmitzten Lächeln. «Im Blauring sind nur Frauen, das gefällt mir. Und die Leiterinnen sind hoch motiviert.» Rietiker-Frei steckt nicht nur viel Herzblut, sondern auch viel Zeit in die Aufgabe als Präses. Jede Woche ist sie am Leiterinnenhöck anzutreffen und sie nimmt an möglichst vielen Aktivitäten des Blaurings teil. Die Gespräche mit den Mädchen und jungen Frauen entstehen am Lagerfeuer, beim Sitzen auf der Wiese oder am Höck von ganz alleine. Auch tiefgründige Gespräche über den Glauben.

Persönlichen Kontakt braucht es auch in ihrer zweiten Aufgabe: der Begleitung der RPI-Studentin während der beiden Aufbaujahre. Im Gespräch tauschen sie sich darüber aus, wie es der Studentin geht, wo sie Lust und Frust erlebt. Das Coaching ist intensiv, da für die Studentin alles

[1] LeRUKa ist der neue Lehrplan für den konfessionellen Religionsunterricht und die Katechese in der Deutschschweiz.

neu ist. Sie muss sich in einer grossen Pfarrei zurechtfinden, zahlreiche Teammitglieder kennenlernen und die Spannung aushalten lernen zwischen dem, wie es gemäss Studium sein sollte und wie es vor Ort tatsächlich ist.
Rietiker-Frei kann sich noch gut daran erinnern, wie es ihr im Aufbaustudium ging. Wie sie in die Pfarrei kam und merkte, dass hier einiges anders läuft, als sie es im Studium gelernt hatte. «Es war ein ziemlicher Spagat, den ich machen musste.» Sie schrieb damals eine Checkliste mit Dingen, die sie anders machen würde, wenn sie einmal die Verantwortung für einen Teilbereich haben würde. Und sie hoffte darauf, dass dann auch die anderen im Team einen gleichen oder ähnlichen Ansatz verfolgen würden.
Persönlicher Kontakt war ebenso gefragt, als sie das Katecheseteam leitete. Sie liebte es, Angebote zu schaffen, Weiterbildungen oder eine Retraite vorzubereiten, Teamanlässe zu organisieren, damit man gut miteinander unterwegs war. Nach der Geburt ihres Kindes reduzierte sie ihr Pensum und musste diese Aufgabe leider abgeben.

Anhaltende Freude

Zurzeit ist Rietiker-Frei auch an der Erstkommunionvorbereitung beteiligt. Hier erlebt sie, dass Kinder nur noch wenig Glaubenswissen mitbringen. Damit der Lebensweltbezug gegeben ist, versuchte sie, die Eltern miteinzubeziehen. Dies scheiterte an der fehlenden Zeit oder dem fehlenden Interesse der Erwachsenen. Sie ist deshalb glücklich, wenn wenigstens die Kinder verstehen, um was es an der Erstkommunion geht. Gespannt ist sie auf den neuen LeRUKa[1]. Dieser gehe mehr in die Tiefe, weniger in die Breite. «In dieser säkularisierten Welt, in der wir leben, empfinde ich das als Gewinn.»

Würde sie den Beruf der Religionspädagogin weiterempfehlen? Ihre Antwort ist ein klares Ja. Der Beruf bringe viel Freude durch die Begegnungen mit unterschiedlichen Menschen. Wenn man offen für andere Menschen und Meinungen sei, erlebe man viele Sternstunden. Momente, wo man merkt, jetzt ist gerade etwas passiert. «Man darf singen, reden, basteln, feiern, schreiben, man darf das, was im Leben schon da ist, zusammen feiern», schwärmt sie. Auch das vielfältige Berufsfeld ist für sie ein Grund, den Beruf weiterzuempfehlen. Er sei eine gute Basisausbildung und es gäbe viele Möglichkeiten, sich später zu spezialisieren. «Doch das Schönste an meinem Beruf ist, zu spüren, wo jemand steht und ihn auf dem Weg weiter begleiten zu dürfen.»

Rosmarie Schärer

Impressum

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge sowie amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten. Erscheint zweiwöchentlich, Doppelnummern im Juli, Oktober und Dezember.

Auflage: 1900 Expl.

Anschrift/Redaktion
Arsenalstrasse 24
Postfach 1064
6011 Kriens LU
Tel. 041 318 34 97
redaktion@kirchenzeitung.ch
www.kirchenzeitung.ch

Leitende Fachredaktorin
Dr. Maria Hässig (mh)

Fachredaktorin
M th Rosmarie Schärer (rs)

Produzentin/Geschäftsführerin
Brigitte Burri (bb)

Herausgeber
Die Bischöfe von Basel, Chur und St. Gallen

Herausgeberkommission
Die Generalvikare:
Dr. Markus Thürig (Solothurn)
Dr. Martin Grichting (Chur)
Guido Scherrer (St. Gallen)

Redaktionskommission
Pfr. Heinz Angehrn (Malvaglia)
Pfr. Dr. Roland Graf (Unteriberg)
Dr. Thomas Markus Meier (Obergösgen)
David Wakefield (Spreitenbach)

Abo-Service
Tel. 041 318 34 96
abo@kirchenzeitung.ch

Einzelnummer CHF 9, Doppelnummer CHF 15 (exkl. Versand), Jahres-Abo Inland CHF 169 (Ausland CHF 199), Jahres-Abo Studierende CHF 98 (Ausland CHF 128), Kennenlern-Abo (4 Ausgaben) CHF 35.

Abonnenten erhalten Zugriff auf das Digitalangebot der SKZ (E-Paper; weiterführende Artikel, Dossiers und Archiv) unter www.kirchenzeitung.ch

Inserate-Service
Telefon 041 318 34 85
inserate@kirchenzeitung.ch

Druck und Verlag
Brunner Medien AG, Kriens
www.bag.ch

Für unverlangte Einsendungen wird keine Haftung übernommen. Für einverlangtes Material gehen alle Rechte an die Herausgeber über. Die Wiedergabe von Beiträgen (Print und Online), auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet.

Die Panoramaseiten «kath.ch» sowie die amtlichen Mitteilungen verantworten die jeweils publizierenden Institutionen.

Amtlicher Teil

ALLE BISTÜMER

Die Sorgen der Gläubigen sind auch die Sorgen der Bischöfe!

Die 324. ordentliche Vollversammlung der Schweizer Bischofskonferenz (SBK) fand vom 3. bis 5. Juni in der Propstei St. Gerold in Österreich statt. Die Mitglieder der SBK wurden zu ihrer ersten Tagung in St. Gerold persönlich von Bischof Dr. Benno Elbs, Bischof von Feldkirch (A), empfangen. Er erinnerte an die gemeinsame Vergangenheit des Vorarlbergs mit dem Bistum Chur. Nach der Emeritierung von Bischof Dr. Vitus Huonder war erstmals Bischof Peter Bürcher mit dabei als Apostolischer Administrator des Bistums Chur.

Appelle zur Erneuerung der Kirche

Die Mitglieder der SBK haben verschiedene offene Briefe und Appelle zur Kenntnis genommen, die zur Erneuerung in der katholischen Kirche aufrufen. Die SBK erkennt darin den Ausdruck einer Krise in unserer Kirche. Die Sorgen der Gläubigen sind auch die Sorgen der Bischöfe!
Auf Bistumsebene werden bereits verschiedene Gesprächsrunden geführt. Die SBK wünscht, dass das Wort Gottes von allen gehört und erfahren werden kann. Deshalb möchte auch sie über die Fragen und Forderungen in einen Dialog treten.
Die gestellten Fragen und Forderungen sind in ihrer Komplexität und Diversität so herausfordernd, dass die SBK diese im Verbund mit vielen Gläubigen angehen möchte. Eine Arbeitsgruppe wird eine Auslegeordnung der angesprochenen Themen (z. B. Rolle der Frauen/Zölibat und viri probati/sexuelle Übergriffe und Machtmissbrauch/Glaube und Glaubensweitergabe) vornehmen. Sie soll auch prüfen, nach welcher Methode die Themenblöcke am besten angegangen werden können, welche Personen beigezogen werden sollten und welche Vorschläge allenfalls zuhanden der Universalkirche zu formulieren sind. Erfahrungen aus Dialogrunden zu diesen Themen aus den Bistümern sollen ebenfalls in diese Arbeitsgruppe einfliessen.
Bei der Frage der zu wählenden Methode spielt das synodale Vorgehen eine wichtige Rolle. Zur Klärung der Frage «Was heisst Synodalität in der Kirche?» will die SBK ihre Gremien einbeziehen und die Frage auch theologisch beleuchten.
Die Bischofskonferenz begibt sich auf diesen Weg in grosser Zuversicht auf die Unterstützung durch den Heiligen Geist und das Gebet aller Gläubigen.

Organtransplantation

Die im vergangenen April zustande gekommene Volksinitiative Organspende fördern – Leben retten beabsichtigt, die Anzahl Organspenden zu erhöhen, indem die jetzige Regelung der expliziten Zustimmung durch das Prinzip der vermuteten Zustimmung ersetzt wird. Dadurch würde die Spende von Organen, Geweben und Zellen jeder verstorbenen Person automatisch erfolgen, es sei denn, die betreffende Person hat zu Lebzeiten ihre Ablehnung geäussert (Widerspruchslösung).
Die SBK erinnert daran, dass eine Organspende sittlich und sogar verdienstvoll sein kann, vorausgesetzt, die Spenderin oder der Spender stimmt dem in vollem Wissen zu. Wie Papst Franziskus kürzlich betont hat, ist die Organspende «Ausdruck der Barmherzigkeit und der sozialen Verantwortung sowie unserer universellen Geschwisterlichkeit, die alle Männer und Frauen miteinander verbindet». Für die Gläubigen sei es als «ein Geschenk an den leidenden Herrn» zu verstehen, eine Geste der grosszügigen Liebe.
Ein Geschenk setzt die ausdrückliche Freiwilligkeit des Schenkenden voraus. Aus Sicht der SBK stünde die Einführung einer Widerspruchslösung dem Grundsatz der ausdrücklichen Freiwilligkeit entgegen. Aus diesem Grund lehnt sie die Widerspruchslösung ab.
Obwohl Organspende ein Akt der Liebe ist, hält die SBK auch fest, dass daraus keine moralische Pflicht abgeleitet werden kann. Wer sich nicht für eine Organspende entscheidet, kann somit keineswegs moralisch verurteilt werden.
Aus ihrer Erfahrung in der Seelsorge wissen die Bischöfe, dass häufig die Angehörigen diese folgenschweren Entscheidungen zu treffen haben. Deshalb ermutigen sie alle Gläubigen, ihren diesbezüglichen Willen mit ihren Angehörigen zu besprechen.

Schweizer Delegation am Internationalen Jugendforum in Rom

Vom 10. bis 12. Juni 2019 organisiert das Dikasterium für die Laien, die Familien und das Leben in Rom ein Internationales Jugendforum. Ziel dieses postsynodalen Treffens ist die konkrete Umsetzung der Vorschläge aus der Jugendsynode aus der Perspektive der Jugendpastoral. Jede Bischofskonferenz wurde eingeladen, zwei Jugendliche zu delegieren. Ebenfalls teilnehmen werden einige Jugendliche, welche bereits an der Jugendsynode anwesend waren sowie weitere von internationalen Laienverbänden delegierte Jugendliche.
Die SBK hat Aline Jacquier (geb. 1989, VS, diözesane Jugendkommission, Festival OpenSky, Weltjugendtag) und Roman Fiabane (geb. 1992, ZH, Pfarreirat Bülach, Adoray Zürich, Synode Zürich) als Delegierte ans Jugendforum ernannt.
Als Expertin aus der Schweiz wird auch Claire Jonard (Koordinatorin am Centre romand des vocations und Projektleiterin Jugendpastoral Suisse romande) teilnehmen, welche auf Einladung des Dikasteriums nach Rom reisen wird.

Begegnung mit dem Nuntius

Zum traditionellen Besuch des Apostolischen Nuntius in der Schweiz hat die SBK Erzbischof Dr. Thomas Edward Gullickson sowie Nuntiaturrat Mgr. Dr. José Manuel Alcaide Borreguero empfangen.

Welttag der Kranken und Schweizer Krankensonntag

Ab 2020 werden in der Schweiz sowohl der 11. Februar als Welttag der Kranken als auch der erste Sonntag im März als Schweizer Krankensonntag («dimanche des malades» bzw. «giornata del malato») angesetzt. Das zuständige Mitglied der SBK wird einen Text zum Schweizer Krankensonntag veröffentlichen.

Treffen mit dem Fastenopfer
Die Bischofskonferenz traf sich mit einer Delegation des Stiftungsrates und der Geschäftsleitung von Fastenopfer. Das Treffen diente der Information und dem Austausch über die Entwicklung und die Perspektiven des katholischen Hilfswerks.

Ernennung
Die SBK ernannte Sr. Nadja Bühlmann, Kloster Baldegg, zur Richterin am Interdiözesanen Gericht.

Jahresbericht 2018 der SBK
Das Generalsekretariat hat den Jahresbericht 2018 der SBK veröffentlicht. Dieser erscheint auf Deutsch und Französisch. Darin enthalten sind die wichtigsten Tätigkeiten sowohl deren Mitglieder als auch deren Kommissionen, Arbeitsgruppen, Gesprächsgruppen und Fachgremien. Gedruckte Exemplare können unter sekretariat@bischoefe.ch bestellt werden. Die Pressemitteilung im Wortlaut findet sich unter www.bischoefe.ch

Schweizer Bischofskonferenz SBK

BISTUM BASEL

Ernennungen
Diözesanbischof Felix Gmür ernannte:
- *P. Gregor Brazerol OSB* zum leitenden Priester des Pastoralraums Tannzapfenland und zum leitenden Priester der Pfarreien St. Blasius Bichelsee TG und St. Idda Dussnang TG per 10. Juni 2019;
- *Pascal Eng* zum Vikar in den Pfarreien St. Konrad Schaffhausen, St. Maria Schaffhausen, St. Peter Schaffhausen und St. Maria und Antonius Thayngen SH im Pastoralraum Schaffhausen-Reiat per 16. Juni 2019.

Diözesanbischof Felix Gmür beauftragte
(Missio canonica):
- *Daniela Albus* als Pastoralraumleiterin des Pastoralraums Tannzapfenland und als Gemeindeleiterin der Pfarreien St. Blasius Bichelsee TG und St. Idda Dussnang TG per 10. Juni 2019.

Kommunikationsstelle der Diözese

BISTUM CHUR

Dekret betreffend die Delegation von Vollmachten und Befugnissen von Bischof Peter Bürcher
Unter Beachtung der Bestimmungen betreffend die Delegation (vgl. CIC, cc. 137 – 143) und gestützt auf das «Direktorium für den Hirtendienst der Bischöfe» vom 22. Februar 2004 (Nr. 244) bestimme ich hiermit:

• Gemäss c. 409, Par. 2 behält Weihbischof Dr. Marian Eleganti alle Vollmachten und Befugnisse, die er bis anhin als Bischofsvikar für die Neuevangelisierung sowie für die Ordensleute und die klösterlichen Gemeinschaften inne hatte. Titel: «Delegierter des Apostolischen Administrators für die Neuevangelisierung sowie für die Ordensleute und die klösterlichen Gemeinschaften».

• Prälat Dr. Martin Grichting delegiere ich alle erforderlichen Vollmachten und Befugnisse, damit er seinen Dienst weiterhin ausüben kann, auch betreffend die kirchlichen Stiftungen und Vereine, die er bis anhin als Generalvikar des Bistums Chur sowie als Moderator Curiae inne hatte. Titel: «Delegierter des Apostolischen Administrators».

• Msgr. Andreas Fuchs delegiere ich alle erforderlichen Vollmachten und Befugnisse, damit er seinen Dienst weiterhin ausüben kann, den er bis anhin als Regionaler Generalvikar für die Bistumsregion Graubünden ausübte. Titel: «Delegierter des Apostolischen Administrators für die Bistumsregion Graubünden».

• Dr. Martin Kopp delegiere ich alle erforderlichen Vollmachten und Befugnisse, damit er seinen Dienst weiterhin ausüben kann, den er bis anhin als Regionaler Generalvikar für die Bistumsregion Urschweiz ausübte. Titel: «Delegierter des Apostolischen Administrators für die Bistumsregion Urschweiz».

• Dr. Josef Annen delegiere ich alle erforderlichen Vollmachten und Befugnisse, damit er seinen Dienst weiterhin ausüben kann, den er bis anhin als Regionaler Generalvikar für die Bistumsregion Zürich/Glarus ausübte. Titel: «Delegierter des Apostolischen Administrators für die Bistumsregion Zürich/Glarus».

• Dompropst Christoph Casetti delegiere ich alle erforderlichen Vollmachten und Befugnisse, damit er seinen Dienst weiterhin ausüben kann, den er bis anhin als Bischofsvikar für die Glaubensverkündigung und Katechese ausübte. Titel: «Delegierter des Apostolischen Administrators für die Glaubensverkündigung und Katechese». Zudem bestätige ich das bisherige Spezialmandat betreffend das Priesterseminar, das Vorbereitungsjahr, die Aufnahme von Priesteramtskandidaten und die Zulassung zur Diakonats- sowie Priesterweihe.

• Offizial Dr. Joseph M. Bonnemain delegiere ich alle erforderlichen Vollmachten und Befugnisse, damit er seinen Dienst weiterhin ausüben kann, den er bis anhin als Bischofsvikar für die Beziehungen zu den staatskirchenrechtlichen Organisationen und den Kantonen ausübte. Titel: «Delegierter des Apostolischen Administrators für die Beziehungen zu den staatskirchenrechtlichen Organisationen und den Kantonen».

• P. Martin Ramm FSSP delegiere ich alle erforderlichen Vollmachten und Befugnisse, damit er seinen Dienst weiterhin ausüben kann, den er bis anhin als Bischofsvikar für die Angelegenheiten der Ausserordentlichen Form des Römischen Ritus ausübte. Titel: «Delegierter des Apostolischen Administrators für die Angelegenheiten der Ausserordentlichen Form des Römischen Ritus».

• Den bischöflich Beauftragten für Medien und Kommunikation, Giuseppe Gracia, für Migrantenseelsorge, Msgr. Luis Capilla und Artur Czastkiewicz, und für die Fortbildung, Diakon Robert Klimek sowie Alexandra Dosch de-

legiere ich alle erforderlichen Vollmachten und Befugnisse, damit sie ihren bisherigen Dienst weiterhin ausüben können.

• Die übrigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Bischöflichen Ordinariat Chur sowie in den Büros der Regionalen Generalvikariate bleiben im Amt.

Diese Verfügung tritt mit heutigem Datum in Kraft, gilt bis auf Weiteres und spätestens bis zur Besitzergreifung der Diözese durch den neuen Diözesanbischof.

Chur, 23. Mai 2019

+Peter Bürcher
Apostolischer Administrator des Bistums Chur

Im Herrn verstorben

Bischof Amédée Grab, emeritierter Bischof von Chur, wurde am 3. Februar 1930 in Zürich geboren und legte am 8. September 1950 die erste Ordensprofess in der Benediktinerabtei Einsiedeln ab. Am 12. Juni 1954 wurde er zum Priester geweiht. Von 1955 bis 1958 wirkte er als Lehrer an der Stiftschule Einsiedeln und von 1958 bis 1978 am Collegio Papio in Ascona TI. Während dieser Zeit arbeitete er u. a. auch bei der Synode 72 des Bistums Lugano mit. Nach einem Weiterstudium an der Universität Freiburg und einer weiteren Lehrtätigkeit an der Stiftschule Einsiedeln wurde er 1983 zum Sekretär der Schweizer Bischofskonferenz (SBK) ernannt. Am 3. Februar 1987 ernannte ihn Papst Johannes Paul II. zum Weihbischof von Lausanne-Genf-Freiburg. Die Bischofsweihe empfing er am 12. April 1987 in Freiburg. Am 9. November 1995 wurde er zum Diözesanbischof von Lausanne-Genf-Freiburg ernannt. Dieses Mandat endete mit seiner Einsetzung als Diözesanbischof von Chur, die am 23. August 1998 erfolgte. Er leitete die Diözese Chur bis zum 5. Februar 2007 als Diözesanbischof und vom 5. Februar bis 16. September 2007 als Apostolischer Administrator. Von 1998 bis 2006 amtete er zudem als Präsident der Schweizer Bischofskonferenz und von 2001 bis 2006 als Präsident des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE). Nach seiner Emeritierung als Bischof von Chur lebte er im Priesterseminar St. Luzi in Chur und ab 2017 in der Casa per Anziani Immacolata in Roveredo GR. Dort verstarb er am 19. Mai 2019. Das Pontifikalrequiem fand am 27. Mai 2019 in der Kathedrale Mariä Himmelfahrt in Chur statt. Anschliessend erfolgte die Beisetzung auf dem Bischofsfriedhof vor der Kathedrale.

Adalbert Ambauen, Pfarrer i. R., wurde am 14. September 1934 in Buochs NW geboren und am 8. April 1962 in Schwyz zum Priester geweiht. Nach seiner Priesterweihe wirkte er von 1962 bis 1963 als Pfarrhelfer in Spiringen UR und von 1963 bis 1964, ebenfalls als Pfarrhelfer, in Wolfenschiessen NW. 1964 wurde er zum Pfarrer der Pfarrei hl. Carpophorus in Trimmis GR ernannt. Dieses Amt hatte er bis 1975 inne, als er zum Pfarrer der Pfarrei hl. Margarita in Wald ZH ernannt wurde. Nach 13 Jahren wechselte er die Pfarrei und arbeitete von 1988 bis 1992 als Pfarrer der Pfarrei Heilig Kreuz in Lachen SZ. 1992 wurde ihm die Verantwortung für der Pfarrei hl. Antonius Eremit in Grossteil OW übertragen. Das Amt des Pfarrers von Grossteil endete mit seiner Ernennung als Provisor in St. Ursen FR, die er im Jahre 1997 erhielt. Dort wirkte er bis 2004, als er in den Ruhestand trat, den er in Buochs verbrachte, zuletzt im Alterswohnheim Buochs. Dort verstarb er am 25. Mai 2019. Die Eucharistiefeier mit anschliessender Urnenbeisetzung auf dem Friedhof Buochs fand am 7. Juni 2019 in der Pfarrkirche hl. Martin in Buochs statt.

Sur Thomas Contardo Derungs, Pfr. i. R., wurde am 20. Januar 1928 in Vella-Pleif GR geboren und am 16. Januar 1958 in der Kapuzinerkirche in Solothurn zum Priester geweiht. Nach der Priesterweihe absolvierte er von 1959 bis 1960 das Pastoraljahr in Sursee LU. Anschliessend war er von 1960 bis 1963 im Kapuzinerkloster in Rapperswil SG stationiert. Sein Wirken im Bistum Chur, zuerst als Kapuzinerpater und ab 1979 als Diözesanpriester, begann im Jahre 1963 mit der Aufgabe als Missionar und Vikar in der Pfarrei St. Konrad in Zürich. 1967 wurde er zum Pfarrer der Pfarrei hl. Josef und hl. Bruder Klaus in Seewis-Pardisla GR ernannt. Dieses Amt hatte er bis 1976 inne, als er zum Pfarrprovisor der Pfarrei Assumziun de Maria in Ilanz GR ernannt wurde. Nach 15 Jahren seelsorgerlichem Dienst in Ilanz trat er 1991 in den Ruhestand, den er in Vella verbrachte, zuletzt im Alterspflegeheim Da Casa Val Lumenzia. Dort verstarb er am 28. Mai 2019. Die Eucharistiefeier mit anschliessender Urnenbeisetzung auf dem Friedhof Vella fand am 1. Juni 2019 in der Pfarrkirche S. Vintschegn in Vella statt.

Bischöfliche Kanzlei Chur

BISTUM LAUSANNE-GENF-FREIBURG

Ernennungen

Mgr Charles Morerod ernannte:
(*Abkürzungen: EMS = Établissements médico-sociaux; SE = Seelsorgeeinheit)*

- *Marie-Dominique Minassian,* Fribourg, zur Seelsorgerin beim Département de la pastorale des milieux de la santé im Dienste der Spitalseelsorge in mehreren medizinisch-sozialen Einrichtungen der Riviera sowie für verschiedene Stellvertretungen in Spitälern oder EMS in der Region von Lausanne zu 20 % während des Monats Juni 2019 und zu 50 % ab Juli 2019.

Papst Franziskus ernannte *Mgr Charles Morerod* für eine neue Amtszeit von fünf Jahren zum Mitglied des päpstlichen Rates für Kultur.

Im Herrn verschiden

- Monseigneur Amédée Grab OSB starb am 19. Mai in seinem 90. Lebensjahr, in seinem 65. Priesterjahr und in seinem 33. Bischofsjahr;
- Abbé Robert Pillonel starb am 22. Mai in seinem 90. Lebensjahr und in seinem 54. Priesterjahr.

Weihe-Jubilare 2019

70 Jahre

- 10.07.: *Henri Barby*

65 Jahre
- 12.06.: *Amédée Grab OSB*, verschieden am 19.05.
- 04.07.: *Willy Gschwend*
- 04.07.: *Jean Marmy*
- 18.07.: *Edmond Kübler*

60 Jahre
- 19.07.: *Claude Morel MSFS*
- 19.07.: *Jean Richoz MSFS*

50 Jahre
- 29.03.: *Marcel Besson*
- 29.03.: *Jean-Pierre Courtois*
- 29.03.: *Bernard Jordan*
- 29.03.: *Jean-Paul de Sury*
- 30.03.: *Pierre Aenishänslin*
- 30.03.: *Jean-Robert Allaz*
- 13.06.: *Kasimir Sroczynski SCJ*
- 28.06.: *Joseph Tru'o'ng Quang Hiên*
- 28.08.: *Jean-Marie Juriens*
- 20.09.: *Roland Bugnon CSSp*
- 20.12.: *Jacques Cornet SDB*

40 Jahre
- 07.04.: *Joseph Demierre*
- 16.12.: *Michel Schöni*
- 29.12.: *Claude Bonaïti*

25 Jahre
- 12.03.: *Pierre Bürcher* (Episkopat)
- 16.04.: *Michel Lapeyre*
- 08.05.: *Beat Marchon*
- 11.06.: *Luigi Griffa*
- 13.06.: *André Kuleska*
- 19.06.: *Jacques Contraire*
- 25.06.: *Yves Cornu MSFS*
- 28.09.: *Giraud Pindi Mwanza Mayala*
- 15.10.: *Francis Cung Binh Duyêt* (Diakonat)

10 Jahre
- 21.02.: *Roland Muggli* (Diakonat)
- 14.06.: *Louis Nicodème Mekongo Balla*
- 26.06.: *Jean-Luc Etienne*
- 04.10.: *Mario Zinzi* (Diakonat)

Kommunikationsstelle der Diözese

Anzeigen

Katholische Kirchgemeinde Luzern

Für die Zentrumspfarrei St. Maria zu Franziskanern nahe der Luzerner Altstadt suchen wir per 1. Mai 2020 oder nach Vereinbarung eine/n

Pfarrer
oder
Gemeindeleiterin, Gemeindeleiter
(80 – 100 %)

Sie tragen die Verantwortung für die Pfarrei und führen diese partizipativ. Dabei werden Sie von einem engagierten Team und von Freiwilligen unterstützt.

Weitere Informationen zur Stelle, zum Bewerbungsverfahren sowie zur Pfarrei und Katholischen Kirchgemeinde Luzern finden Sie unter www.kathluzern.ch/stellen.

Katholische Kirche
Stadt Luzern

rex buch shop

Hilfsmittel und Bücher für

Jugendarbeit, Katechese und Spiritualität

www.rex-buch.ch

jugendkollekte

der
Deutschschweizer
Ordinarienkonferenz
(DOK)

Von zu Hause bis über den Globus verwirklicht sich die röm.-kath. Kirche

unterstützen Sie Jugendliche in ihrer Glaubensentwicklung
ermöglichen Sie Austausch über die Region hinaus
tragen Sie solidarisches Handeln mit

Die Jugendkollekte fördert mit Ihrem Beitrag den Glauben, die christliche Botschaft und den Gemeinschaftssinn von Jugendlichen und jungen Erwachsenen.

Manchmal hilft Ihre Spende gleich zwei kleinen Patienten.

Ein Spitalaufenthalt ist für Kinder eine einschneidende Erfahrung. Deshalb engagiert sich das Personal unseres Caritas Baby Hospitals in Bethlehem nicht bloss für die Gesundheit sondern ebenso für das psychische Wohl unserer kleinen Patienten. Vielen Dank, dass Sie uns dabei unterstützen! **www.kinderhilfe-bethlehem.ch/spenden**

KinderhilfeBethlehem
Wir sind da.

«timekeeping19»
Die Zeiterfassung für Sakristane
Downloaden für Fr. 20.–
www.sakristane-schweiz.ch

Schweizer Opferlichte EREMITA
direkt vom Hersteller
- in umweltfreundlichen Bechern – kein PVC
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen
Name
Adresse
PLZ/Ort
Lienert-Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055 412 23 81, Fax 055 412 88 14
LIENERT KERZEN

AZA
CH-6011 Kriens
Post CH AG

SKZ
Adressänderung an:
Schweizerische Kirchenzeitung
Arsenalstr. 24, Pf 1064
CH-6011 Kriens

SKZ Schweizerische Kirchenzeitung

Nr. 13/2019 zum Thema

Missionarische Kirche heute

erscheint am 4. Juli 2019

www.kirchenzeitung.ch